

I.

D u b a l.

Auf einer Reise, die ich vor einigen Jahren machte, — so erzählt Hr. Carl Ritter, ein verdienter Jugendfreund — lernte ich die liebenswürdige Familie des Prediger Dalberg in W., am Fuße der Harzgebirge, kennen. Der Zufall wollte es, daß ich da einige Wochen zubringen konnte, und ich rechne sie zu den angenehmsten, die ich erlebte.

Viel, viel könnte ich von dieser Familie erzählen; jezt nur die Beschreibung eines frohen Frühlingstages, den ich in ihrer Mitte genoß, und die merkwürdige Geschichte, zu deren Erzählung dieser Tag dem Prediger Dalberg die Veranlassung gab.

Zu Dalbergs Familie gehörten außer ihm und seiner braven Gattinn noch drey Kinder, A-

gust, Wilhelm und Luischen. Freunde vom Hause waren, Herr von Bernstorff, ein Gutsbesitzer im Ort, und der Amtmann Gronau. Ihre Kinder wurden zugleich mit denen des Predigers von ihm selbst unterrichtet. Eduard und Harald waren die Söhne des Edelmanns. Franz und Max des Amtmanns Kinder. Wilhelm und Franz waren die ältesten von allen und vertraute Freunde.

Noch vor vier Uhr des Morgens war das Haus des Prediger Dalberg am funfzehnten May lebendig; das Schellen an der Hausthür nahm fast gar kein Ende; immer kam ein kleines Persönchen nach dem andern hereingesprungen. Auch der Amtmann Gronau und Herr von Bernstorff stellten sich ein, und noch mehrere große und kleine Freunde des Hauses. Mit dem Glockenschlage vier zog Alt und Jung in der halben Morgendämmerung ganz ruhig zum nächsten Thore hinaus. Die feyerliche Stille, die noch in der Stadt herrschte und außerhalb in der ganzen Natur verbreitet war, wirkte auch unvermerkt auf die Gesellschaft. Ohne viel zu plaudern oder umherzuhüpfen, ging sie raschen Schrittes durch die Fluren der Stadt, dem nahen Hügel zu. Der Weg führte hinauf, man folgte ihm und beschloß, oben den Aufgang der Sonne zu erwarten. Schon

hatte sich der Horizont gefärbt und jeder feurige Strahl der Morgenröthe schien der Vorbothe der Sonne zu seyn.

Sie erschien nun in ihrer ganzen Herrlichkeit, und mit ihr goß sich die Fülle des Lichts, Wärme und Leben über die ganze Natur. Gern wäre man auf diesem Hügel geblieben, wenn Watter Dalberg nicht aufgebrochen wäre. Es war gar zu schön hier oben auf dem Gipfel, wo man in die weite Ebene, auf Felder, Dörfer, Städte, Wälder und Gärten herab sah, die erst ganz im Schatten lagen, und nun nach und nach von der Sonne beleuchtet, wie aus dem Dunkel hervortraten. Und der breite, spiegelglatte Strom, der die ganze Gegend in Krümmungen durchströmte, war durch den ersten Schein der Sonne wie Purpur gefärbt, auf dem einige Fischerbarken hingleiteten.

Wir müssen aufbrechen, ihr Lieben, sagte der Prediger, wenn wir unser Frühlingsfest in Lindhorn feyern wollen. Ach! nach dem Lindhorn zu dem Herrn Beyer! so riefen alle und schlugen in die Hände. Das ist herrlich! Und nun tanzte und sprang alles jauchzend den Hügel hinab. Der Lindhorn war ein schönes Eichen- und Linden-Wäldchen, noch anderthalb Stunden vom Hügel entfernt, in dem man sonst schon ei-

nige frohe^e Sommertage verlebt hatte. Seine Lage war reizend an einem kleinen See, dessen Ufer an der Waldseite hoch und felsig hervortraten. Hier lag eine Mühle, in einer Schlucht an einem Waldbach, in der Dalbergs Familie wie zu Hause war. Denn der Müller, ein biederer Mann, besuchte öfters den Pfarrer in W., und hatte ihn auch schon eingemahl mit seiner ganzen Familie bey sich gesehen.

Nach ein Paar Stündchen war das Ziel erreicht; überall war Freude; selbst der Müller, der in der Ferne den Zug, von dem er schon Nachricht hatte, kommen sah, ging ihm mit seinen Leuten entgegen, um dem ehrwürdigen Prediger seine Achtung zu bezeigen. Er lud sie zwar alle mit der freundlichsten Miene in seine Wohnung ein; aber daraus wurde diesesmahl nichts; denn der ganze Tag sollte unter freyem Himmel zugebracht werden, und der Müller selbst wurde mit seiner Frau zum Mittagessen im Walde eingeladen. Wie dieß dahin gekommen war, wußte nur Dalberg; es war ganz einfach. Mit Milch zum trinken versah die gefällige Müllerinn die Kinder hinlänglich.

Nach dem Essen vertheilte sich die Gesellschaft in kleinere Häufchen; die einen belustigten sich am Ufer des Sees mit den Fischen und Mu

scheln, welche das Wasser ans Ufer spühlte; die andern strichen im Walde umher, und suchten seltener Pflanzn und Thiere. Noch andere bekletterten die Felsen, und sammelten Steine, oder wälzten sie die Felsen herab. Kurz, es genoß ein jeder die freye, schöne Natur in der Gesellschaft seiner besten Freunde, und der Tag verschwand so schnell wie noch keiner.

Die Sonne sank schon tiefer den Horizont hinab, und die Gesellschaft versammelte sich auf dem Rasenplatze vor der Mühle zur Rückkehr. Jedes Häufchen erzählte nun den andern, was ihm begegnet wäre, wie lustig es gewesen sey. Was jeder Merkwürdiges gefunden hatte, brachte er mit, und bath die Erwachsenen, ihm zu sagen, was es eigentlich sey. Indem man die mancherley Steine, Insekten, Beeren u. s. w., welche das Bölkchen zusammengebracht hatte, besah und bewunderte, und davon erzählte, was man wußte, bemerkte der kleine Max, daß Franz und Wilhelm noch fehlten; sonst waren alle beysammen, und schon zum Abmarsche bereit.

Da liefen sie eben an der fernen Ecke des Waldes unter den lezten einzeln stehenden Bäumen eiligst herbey. Sie hatten schon gefürchtet, die andern würden fortgegangen seyn. „Ach! riefen sie von ferne, „ihr hättet bey uns seyn sol-

fen! was haben wir so viele Pflanzen gefunden, die wir alle noch nicht in unsrer Sammlung haben,“ und dabey hoben sie die mit Blumen gefüllten Hände in die Höhe, um sie zu zeigen.

Nun es ist gut, daß ihr noch zu rechter Zeit kommt, sagte Vater Da l b e r g, mit ernster Stimme; euer Ausbleiben hätte uns sonst in Verlegenheit gesetzt.

Ja, lieber Vater, fiel ihm Wilhelm in die Rede, diesesmahl vergib uns nur; du hättest dich gewiß auch vergessen, wenn du mit uns gegangen wärst. Ach! gewiß, sprach ihm Franz nach, gewiß! Denk nur, wir gehen ein Bißchen tiefer in den Wald hinein, weil es immer schöner wurde und weil wir immer neue Kräuter finden wollten. Wir wurden gar nicht müde, und gingen immer weiter. Auf einmahl hörten wir in der Ferne das Geklingel einer Heerde; natürlich gingen wir darauf zu. Des waren allerliebste Schäfchen, die auf einem großen Rasenplatz auf der einen Seite des Waldes weideten; fast alle hatten kleine Klingeln am Halbe, die klangen so schön, wie ich doch noch keine gehört habe. Da saß nicht weit davon ein Schäferjunge mit seinem Hunde unter einer großen Eiche, und machte etwas; wir konnten aber anfangs gar nicht begreifen, was. Wir gingen zu ihm hin; was meinst du wohl, was er da

machte? Ja das erräthst du gewiß nicht! rief
 Wilhelm. Denk nur, fuhr Franz wieder fort,
 er stopfte ein ganz prächtiges Käuzchen aus, das
 er gestern in einem hohlen Baume gefangen hatte.
 Er war schon bald damit fertig. Ach, es war so
 schön; denkt nur einmahl, ein kleines schneeweißes
 Spitzmäuschen hatte er ihm in den Schnabel ge-
 geben, als wenn er's eben verschlucken wollte; ich
 habe lange so was Hübsches nicht gesehen! Ich
 sagte das dem Hirtenjungen; o antwortete er mir,
 da hätte er schon andere Thiere viel besser aus-
 gestopft; wenn er sie nur hier hätte, so wollte er
 sie mir gerne zeigen; er hätte eine ganze Samm-
 lung zu Hause. Doch, sagte er, da habe ich noch
 ein Stück hier; er stand auf, und ging an die al-
 te knorze Eiche, an der er saß. Die war ge-
 wiß so dick, daß drey Menschen sie nicht umfassen
 konnten; er drehte nur an einem Aste, der aus
 der Rinde heraus stand, da öffnete sich auf ein-
 mahl ein Stück Rinde an dem Baume, wie eine
 Thüre; er war inwendig ganz hohl und gerade
 so, wie ein Schränkchen eingerichtet. Nein, so
 was hatten wir gar nicht erwartet, nicht wahr,
 Wilhelm? Da standen oben ein Paar Bücher
 auf einem Bretchen, und da wir den Schäfer
 fragten, ob er darin läse: so sagte er, „ja, wenn
 ich manchmahl nichts weiter zu thun habe, da le-

se ich so für mich darin, ich habe sie mir gekauft, und eins hat mir der Herr Schulmeister geliehen.“ Es war das Noth- und Hülfsbüchlein. Darunter hingen eine Säge, Hammer, Beil, Meißel, Bohrer und noch allerley andere Instrumente, und allerley gar sehr artig geschnitzte Stöcke, Büchschchen und Kästchen. Sieh nur, indem griff er in seine Tasche, da hat er mir ganz freywillig eins davon geschenkt.

Jeder von der Gesellschaft wollte nun das schöne Büchschchen sehen, und Franz konnte nicht weiter erzählen. Es war wirklich sauber aus Lindenholz geschnitten, wie ein kleiner Koffer, und auf dem Deckel war ein Schäfer mit einem schlafenden Lämmchen, das er bewachte, ausgeschnitten, recht allerliebste! Fast wurde Franz um das niedliche Ding von seinen Kameraden beneidet.

Die Sonne war indes immer tiefer herabgesunken, und der Vater, dem es daran gelegen war, zu rechter Zeit nach Hause zu kommen, commandirte zum Abmarsch.

Nun will ich auch im Gehen weiter erzählen, fuhr Franz fort; denn die Kinder bathen ihn sehr dringend darum. Unten im hohlen Baume stand auf einem Klotz ein ausgestopftes Häschen, gerade wie es ein Männchen macht und seine langen Ohren in die Höhe reckt, und so natürlich,

daß man hätte glauben mögen, es lebte noch. Der Junge machte nun seinen Baumschrank wieder zu und sagte: „den verborgenen Ort habe er sich so zurecht gemacht, damit er doch bey seiner Heerde immer eine Beschäftigung habe, und vor dem Stehlen daraus sey ihm nicht bange: denn wenn auch jemand den Ort wüßte, so könnte er doch das Schloß nicht aufmachen.“ Wir versuchten es alle beyde; wir drehten den Griff dazu, der wie ein durrer Baumast ausah, hin und her, aber wir konnten es nicht aufmachen.

Da sah er auch unsere Pflanzen, die wir gefunden hatten; er kannte sie alle; aber, sagte er uns, er wüßte noch ein Plätzchen, wo einige seltne Kräuter ständen; er wollte sie uns zeigen, wenn wir wollten. Siehe da sind sie; diese hier mit der schönen weißen Schmetterlingsblüthe, und diese mit den gefiederten Blättern und den rothen Knöspschen. Er rief nur seinem Sultan zu, er sollte so lange die Schafe bewachen, bis er wieder kommen würde, und ging dann einige hundert Schritte mit uns, wo wir diese prächtigen Pflänzchen auch gleich fanden. Da fiel es uns erst ein, daß es Zeit seyn würde, wieder zu euch zu kommen. Aber, o wie erschrakten wir! wir wußten doch auch gar nicht, wo wir waren, keinen Weg und Steg. Der Junge merkte bald unsre Angst; ich

will euch wohl den rechten Weg zeigen, sagte er, sagt mir nur erst, wo ihr hin wollt. Wir beschrieb ihm die Mühle, den See, die Felsen, da wußte er gleich Bescheid. Mitten durch den Wald führte er uns eine ganze Strecke, bis wir auf einen gebahnten Weg kamen; dann sagte er, sollten wir nur weiter gehen; und es war ganz recht; da kommen wir eben her.

Es that uns recht leid, daß wir von dem Jungen weggehen mußten; aber ihr hättet ihn nur sehen sollen! in meinem Leben habe ich keinen so geschickten Schäfer gesehen! wir mußten ihm versprechen, daß wir ihn bald einmahl wieder besuchen wollten. Haben wir nicht recht daran gethan, lieber Vater?

Ich gehe selbst mit euch, diesen seltenen Jungen kennen zu lernen, sobald wir nur einmahl wieder einen Tag werden abkommen können.

O da gehen wir doch auch wieder mit! riefen die andern alle, denn sie hatten den größten Antheil an Franzens Erzählung genommen.

Warum nicht, sagte der Vater, wenn ihr auch künftig so fleißige und gute Kinder seyn wollt, wie bisher, so kanns wohl einmahl geschehen.

Gewiß, lieber Vater! gewiß, riefen alle seinen

Stimmchen ihm entgegen; das wollen wir gewiß seyn!

Es ist nichts Gewöhnliches, solche gebildete, thätige Menschen in einem Stande zu finden, in dem die meisten das Gegentheil sind; in einem so armen Stande, wo es jedem fast an den Mitteln fehlt, sich auszubilden. Da wird Niemand seyn, der ihn zu allen diesen Beschäftigungen treibt, als er selbst. Bedenkt, Kinder, was das sagen will! Bedenkt es, wie oft ihr täglich erinnert werdet, eure Geschäfte zu verrichten, und vergleicht euch mit diesem armen Jungen, dessen sich wahrscheinlich niemand annimmt! Messt euch einmahl mit ihm, wer von euch das größte Verdienst hat?

Ich bin wirklich selbst recht begierig, den Schäfer kennen zu lernen; denn ich weiß es aus Erfahrung, daß solche Menschen, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden hatten, um etwas zu lernen, und sie wirklich überwandten, ganz vorzügliche Menschen waren, wenn sie auch in den schlechtesten Kleidern einhergingen und in dem niedrigsten Stande lebten.

Vorzüglich denke ich da an einen verehrungswürdigen Mann, dessen Bekanntschaft ich in seinen ältesten Tagen in Wien machte. Vielleicht erzähle ich euch einmahl seine merkwürdige Jugendgeschichte.

Luischen. Wie hieß denn der Mann?

Vater. Düval hieß er.

Alle. O so erzähle uns doch gleich etwas von ihm; bitte, Väterchen, bitte!

Vater. Die Geschichte ist lang; heute nicht, aber vielleicht morgen, und die folgenden Tage, immer wenn ihr mit euren Arbeiten fertig seyn werdet.

Wilhelm. Ja, dann erzählst du sie uns recht ordentlich, nicht wahr?

Alle. O das ist schön, schön.

Unter diesen Gesprächen war schon die Hälfte des Weges ganz unvermerkt zurückgelegt. Die zweite Hälfte begleitete der Mond die lieben Wanderer bis vor die Thore des Städtchens. Die verschiedenen Theilnehmer des Festes nahmen freundlichen Abschied, und legten sich, von der Last und Freude des Tages ermüdet, zur Ruhe nieder.

Den folgenden Abend begann der Vater wirklich die versprochene Geschichte. Er trug sie größtentheils mit den eignen Worten des Herrn Valentin Jamerai Düval vor, wie er sie in seinem hohen Alter zu seinem eignen Vergnügen, und zu seiner Belehrung niedergeschrieben hatte.

Die Papiere, welche diese interessante Lebensbeschreibung enthielten, fand man erst nach seinem Tode unter seinem Nachlasse; ein Beweis, daß die Offenherzigkeit, mit welcher er darin von seinen guten Eigenschaften, wie von seinen Fehlern spricht, nicht Eitelkeit war, sondern getreue Schilderung seines Zustandes.

Düvals Knabenjahre.

Erster Abend.

Zu Artonnay in der Champagne, einem kleinen elenden Dörfchen, war Düval 1695 von äußerst dürftigen Eltern geboren, die ihn kaum ernähren konnten. An eine Erziehung war gar nicht zu denken, nur das „Vater unser“ lernte er auswendig, und einige andere Gebethe. Von der katholischen Religion, welcher seine Aeltern zugethan waren, erhielt er nur dunkle Begriffe, und vor den Lehrern der Religion brachte man ihm schon früh statt Liebe, Furcht bey.

Seine Aeltern waren so arm, daß Düval in seinem achten Jahre noch nicht einmahl weißes Brod gesehen hatte, und sehr darüber erstaunte,

als er einst den Prediger dasselbe zufälliger Weise
essen sah.

Sehr friedlich verlebte er seine Kindheit; er
war nicht so zankfüchtig wie viele Knaben seines
Alters. Wenn aber zwischen seinen Gespielen ir-
gend ein Streit entstand, so suchte er lieber ent-
fernt von ihnen in Gebüsch oder auf dem frey-
en Felde den Frieden. Weil aber das junge,
unruhige Volk zu oft sich stritt: so faßte er endlich den
Entschluß, gar nicht mehr mit ihnen umzugehen.
Er vertrieb sich die Zeit mit Vögeln, Mücken und
Schmetterlingen. Diese verfolgte er beynahé
athemlos auf den Wiesen und längs den Bächen,
so lange, bis ihn die Nacht oder der Hunger nach
Hause riefen. Aber zuweilen lag er auch ganz ruhig
im Gebüsch, oder am Ufer der Bäche, im Schilf-
rohr und unter Weidenbäumen, und horchte mit
Entzücken auf das Gemurmel einer Quelle oder
des Bachs. Er hatte ein außerordentlich gefühl-
volles Gemüth; solche stille Freuden entlockten sei-
nen Augen oft Thränen, und bey dem Anblick ei-
nes schönen Waldes, oder einer andern Schön-
heit in der Natur hüpfte sein Herz vor Freude.
Gern suchte er alle diese Freuden immer wieder
von neuem auf, aber lange konnte er sie nicht genie-
ßen. Der Himmel wollte es anders.

Sein guter Vater war schon sehr früh gestorben, und hatte ihm nur seine gute Mutter und ein kleines Häuschen mit einem durchlöcher-ten Strohdache zurückgelassen. Seine Mutter heirathete nach einem achtjährigen Witwenstande zum zweytenmahl; aber sehr unglücklich. Düval als zweyter Vater war kein Mensch, er war ein wilder Tyrann, ein grausamer Tiger. Der arme Junge litt außerordentlich viel durch ihn. Hundertmahl war er in Gefahr, unter seinen Mißhandlungen über die geringste Kleinigkeit das Leben einzubüßen; durch seine übrigen Laster verwandelte er das Haus in den traurigsten Aufenthalt. Zu den täglichen Qualen, die Düval ausstehen mußte, gehörte auch der Hunger, den seine Aeltern aber nicht stillen konnten, weil sie selbst nichts hatten. Diese schreckliche Pein verführte ihn eines Tages zu einer unrechtmäßigen Handlung. Er stieg in den Garten eines Nachbars, um ein Paar Äpfel, die herabgefallen waren, zu essen. Eben als er die Hand darnach ausstreckte, erblickte er einen Mann, der aus allen Kräften auf ihn zulief. Die Furcht, ertappt zu werden, gab ihm ungewöhnliche Kräfte, er sprang über die Hecke zurück, und lief wohl eine Stunde weit querfeld ein, ohne daß er sich auch nur einfallen ließ, sich umzudrehen, und zu sehen, ob er noch verfolgt würde. Sein

Schrecken, die hereinbrechende Nacht und eine dicke Hecke ließen ihn eine Grube nicht sehen, die zur Falle für Wölfe gegraben war. Er stürzte mit dem Kopfe zuerst hinein, und hätte gewiß den Hals im Sturze gebrochen, wenn ihm nicht eine schlammige Pfütze in der Mitte der Grube, die sich vom Regen gesammelt haben mochte, sanft aufgenommen hätte. Aber er versank darein fast ganz, und ein Wunder wars, daß er nicht darin erstickte; denn lange lag er ganz ohne Besinnung darin. Aus dem leimigen und zähen Schlamme konnte er sich durch seine Bemühungen kaum herausarbeiten. Endlich gelang es ihm, aber in einem Aufzuge, der auch den Beherztesten außer Fassung gebracht haben würde. Sein ganzer Körper, Gesicht und Haare waren mit dichtem Roth überdeckt; er kam sich selbst ekelhaft vor, und fing bitterlich zu weinen an.

Max. Der arme Junge!

Alle. Ja wohl, er thut mir recht leid.

Vater. Ihr werdet noch mehr Gelegenheit haben, lieben Kinder, mit mir den armen Düval zu bedauern; jezt kannte er noch nicht einmahl seine traurige Lage in ihrem ganzen Umfange!

Franz. Ach! wenn vielleicht ein Wolf gekommen wäre!

Water. Das nicht, aber er wollte gern aus dem Abgrund heraussteigen; indem er nun in der Dunkelheit so herumfühlte und suchte, fand er alles ringsum ganz steil, nirgends einen Ausgang. Eine wahre Todesangst ergriff ihn, und eine Art von Wahnsinn; in der er nicht wußte, was er that; er zerfleischte sich mit seinen Zähnen die Hände, und erschöpfte sich durch Schreyen und Toben so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Halbträumend glaubte er nun, er würde sterben müssen, und blieb die ganze Nacht auf dem Rothe wie ein Wurm hingedrückt bis zum Anbruch des Tages liegen. Mit der Morgendämmerung bemerkte er, daß die eine Seite seines Gefängnisses weniger steil war, und daß er sie vielleicht mit Hülfe einiger darauf gewachsener Kräuterbüsche, ersteigen könnte. Voll Freude über diese Bemerkung kletterte er schnell an der Wand in die Höhe, und hatte schon die Wand des Loches erreicht, als er ausgleitete und wie ein Ball zurückrollte in die tiefe Pfütze. Die Furcht, lebendig begraben zu werden, belebte von neuem seinen Muth; er rief Gott in seiner großen Noth um Hülfe an, und bath ihn mit festem Vertrauen auf seinen Beystand, ihn doch zu retten. Er fühlte sich durch diese lebhaften Vorstellungen so gestärkt, daß er trotz der Schwere des Schmutzes,

1. Bändch. B

trotz dem Hunger, der Erstarrung und Ermattung seiner Glieder, sich aus seinem Kerker befreute.

Mar. Ach, wie froh bin ich! ich dachte gar, er würde wieder nicht herauskletten können.

Luiſe. Und ich auch, nun ist er doch frey, der arme Junge.

Auguſt. Und kann nah Hause gehen und sich wieder wärmen und ausruhen.

Vater. Bis zu Thränen ward er gerührt, als er sich wieder in Freyheit sah; er hob seine Augen gen Himmel, fiel dann auf die Erde nieder, und küßte sie vor Freude zu wiederholten Mahlen. Dann stand er auf und ging fort. Nach einer Viertelſtunde kam er an einen Mühlgraben, gleich stieg er hinein, und badete sich, tauchte oft unter und wusch sich am ganzen Körper, um nur den zähen Schlamm los zu werden. Indem ging der Müller vorbey, dem die Mühle am Graben gehörte. Da es gar nicht mehr die Jahreszeit zum Baden war, so erstaunte er, den Jungen so früh am Morgen im Wasser zu sehen. Er fragte ihn, was ihn denn dazu bewogen hätte; aber Düval war so vor Kälte erstarrt, daß er keine Sylbe hervorbringen konnte. Die Thränen, die stromweise aus seinen Augen quollen, und die Blässe seines Gesichts flößte

dem Müller Mitleiden, statt der Neugierde ein. Er führte ihn in sein Haus, und ließ ihn, während seine Kleider getrocknet wurden, in ein Bett legen. Er gab ihm ein Stück Brot; das war aber im Augenblick verschluckt; man both ihm noch ein Stück an, und er ergriff es mit derselben Gierigkeit. Es war ihm, als gäbe es nicht genug Brot in der Welt, um seinen Heißhunger zu stillen. Der Müller aber war klug genug, seine Gier nicht zu befriedigen. Er stellte sich an sein Bett, und betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit. Es war der traurigste Anblick, der sich nur denken ließ. Duval beobachtete ein tiefes, düsteres Stillschweigen; aber an seiner ganzen Haltung und an seinen Bewegungen erkannte man den traurigen Zustand seiner Seele. Auf dem Bette sitzend, hielt er seine Hände in einander verschlungen an den Mund, und beneßte sie unaufhörlich mit seinen Thränen; seine Augen sahen starr vor sich hin. Aber seine Seele überdachte die ganze Reihe seiner erlittenen Unfälle, und erschrak vor dem Gedanken, nun wieder in das Haus seines grausamen Vaters zurückzukehren, der ihn schrecklich züchtigen würde. Der Schlaf machte endlich seinen düstern Betrachtungen ein Ende.

Er schlief über zwölf Stunden in einem fort, und wie fühlte er sich bey seinem Erwachen wieder gestärkt! Nur der kann das wissen, der schon ähnliche Strapazen ausgestanden hat.

Der gute Müller war nun neugierig, das Schicksal des armen Jungen zu hören; er erzählte es ihm umständlich, und dieser wurde dadurch gerührt. Zum Beweise seines Mitleides schenkte er ihm einen alten mit Mehl bestäubten Hut, weil er den seinen in der Pfütze hatte stecken lassen. Aber auf die Frage wer und wo her? er wäre, konnte er keine Antwort bekommen. Düval fürchtete sich zu sehr zu seinem zweyten Vater zurückzukehren, wozu ihn der Müller wahrscheinlich genöthigt haben würde.

Schon früher hatte er einigemahl den Vorfaß gefaßt, sein väterliches Haus zu verlassen, wenn er große Mißhandlungen hatte ertragen müssen. Diese traurige Lage brachte seinen Entschluß zur Reife; er nahm sich vor, nicht zurückzukehren.

L u i s e. O dem ist es gewiß auch so, wie dem Robinson gegangen, der ohne Erlaubniß seiner Aeltern fortging.

F r a n z. Warum denn? das glaube ich nicht. Bey dem armen Düval ist das ganz

etwas anders; der konnte seinen Vater ja gar nicht lieb haben.

Wilhelm. Aber doch seine Mutter; die mußte er nun ja auch verlassen.

Vater. Ich will unsern Düval nicht vertheidigen, und behaupten, daß er so ganz recht that; aber er ist doch wirklich leichter zu entschuldigen, als der leichtsinnige Robinson. Ich habe nie erfahren können, ob er ganz die Liebe seiner Mutter so besaß, wie ihr die Liebe der eurigen; aber gesetzt auch, sie hätte ihren Sohn geliebt, wie eine gute Mutter ihr Kind, so zwang sie die Noth, ihre Zeit mit den schwersten Arbeiten hinzubringen; sie hatte also nur wenige Augenblicke zum Umgang mit ihrem Kinde übrig. Er kannte also das große Glück gar nicht, das ihr täglich genießt; er wurde nicht so zärtlich geliebt, wie ihr von euern Aeltern geliebt werdet. Er konnte auch die zärtliche Gegenliebe eines guten Kindes gegen seine Aeltern nicht haben. Wie bedaure ich unsern armen Düval! ihm fehlte ein Gefühl, das mich in meiner Jugend so glücklich machte, die kindliche Liebe zu seinen Aeltern.

Da konnte er freylich mit leichterem Sinne sich in die freye Welt hinauswagen; er hatte ja nichts zu verlieren im väterlichen Hause.

Der Entschluß war gefaßt, er wollte nun geradezu nach — Paris.

Alle. (verwundert) nach Paris?

Vater. Ja, ja, nach Paris! Ihr wißt ja, wie Kinder sind, und was die sich zuweilen in den Kopf setzen. Die wundervollen Erzählungen seiner Gespielen hatten ihm schon längst Lust gemacht, diese Stadt zu sehen. Paris, sagten sie ihm, ist drey bis vier mahl größer als unser Dorf. Schon das war ihm unbegreiflich; aber sie setzten noch hinzu, es gäbe da ganze gepflasterte Straßen, und mehr als zwanzig beynabe eben so große Häuser, wie ihre Pfarrkirche. Das alles schien ihm wunderbar und ungeheuer. Er fragte, ob denn die Menschen viel größer in Paris wären und dicker als andere? und da sie ihm das verneinten, und behaupteten, die Pariser wären an Gestalt von ihren Nebenmenschen gar nicht verschieden: so konnte er nicht begreifen, was sie mit so großen Gebäuden machten. Er beurtheilte nämlich die Häuser wie die Kleider, und bildete sich ein, die Häuser müßten mit der Größe ihrer Bewohner im Verhältnisse stehen.

Ein ähnlicher Irrthum veranlaßte ihn zu der Frage, ob der König in Paris sichtbar wäre? weil er nämlich sehr oft fast eben so von der Gewalt des Königs wie von der Größe

und Majestät Gottes hatte reden hören. Ja, er hatte auch schon gefragt, ob man sich dem Könige nähern dürfe? und da man ihm sagte, sein Geschäft sey, seine Unterthanen zu regieren, und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so glaubte er, daß er von riesenmäßiger Statur seyn müsse, weil auch der Dorfschulze (zufälligerweise) alle andern Bauern in seinem Orte an Größe übertraf. Dieser hatte zugleich eine ganz außerordentlich tönende Bassstimme, und das war Stoff genug für die Phantasie des Knaben, sich einzubilden, die Stimme des Königs gleiche verhältnismäßig dem Gebrülle des Donners, und eben dadurch würde er so mächtig und fürchterlich.

Franz. Aber, wie konnte er nur so etwas glauben, das weiß ja doch das kleinste Kind, daß der König gerade so ein Mensch ist, wie die andern auch.

Vater. Und woher weiß es ein jedes?

Franz. Nun, das kann man ja wohl alle Tage hören.

Vater. Und von wem denn? Was für Menschen umgeben euch? Gebildete, verständige Menschen, die etwas gelernt haben, und sich nur ein Vergnügen daraus machen, euch wieder zu erzählen, was sie gelernt haben. Und unter wem

wuchs unser Düval auf? Unter einem rohen, unwissenden Häufchen von Landleuten, in einer der ärmsten Gegenden von Frankreich, die weder einen Drang in sich fühlten, Kenntnisse zu erwerben, noch vielweniger sie andern mitzutheilen. Und nun überlege es noch einmahl, was unser kleiner Mann sich gedacht hatte; so ungereimt es auch klingen mag, er hatte ziemlich richtig gedacht.

Diese wunderbaren Vorstellungen flößten ihm die große Lust ein, Paris zu sehen; er entdeckte dem Müller sein Vorhaben, und dieser nannte ihm die vornehmsten Orte, durch die er auf seinem Wege dahin kommen würde. Am folgenden Morgen wurden sechs Esel mit Kornsäcken aus der Mühle in den nächsten dieser Orte geschickt, und der Müller versprach ihm, durch diese Gelegenheit ihn dahin zu bringen. Die Karavane brach am folgenden Morgen unter der Anführung von zwey Müllerburschen wirklich auf, und Düval bestieg den Renner, welcher den Zug eröffnete. Er machte eine sonderbare Figur. Stellt euch einen Bauerbuben vor, in der Quer über einen Mehlsack auf einem Esel sitzend, mit nackten Füßen, zerschlagenem dunkelblauem Gesicht, in welches einige Büschel schwarzglänzender Haare herabbingen, dabey mit

niedergesenktem Kopfe, den ein mächtiger, weißbepudertes Hut gleich einem Sonnenschirm bedeckte; aber er ließ sich durch seine possierliche Reiterrey in den großen Entwürfen nicht irremachen, die ihm durch den Kopf gingen. Paris kam nicht aus seiner Seele; er war schon dort, er durchlief schon die Straßen der Residenz. Nur eins machte ihn ein wenig verlegen. Er hatte einmahl gehört, daß man da nur gut französisch spräche, nicht plattfranzösisch, wie er es sprach. Er glaubte daher, daß die Leute, die anders als er sprächen, gut französisch redeten, und ahmte ihre Ausdrücke und Redensarten nach, so gut er konnte. Dadurch wurde seine Sprache zwar ein kauderwelscher Mischmasch von allerley sonderbaren Wörtern, und oft verstand man ihn nicht recht; er bildete sich aber ein, das sey gut französisch, und hoffte, sich nun wenigstens in Paris verständlich machen zu können.

Indeß er so mit seinen Luftschlößern beschäftigt war, kam der Zug in ein Dorf, das eine halbe Meile von Troyes, der Hauptstadt in Champagne, (jetzt im Departement de l'Aube an der Seine) lag. Ein großer Kettenhund, der ihnen eben entgegen kam, fiel sein Paradepferd grimmig an; dieses schlug nach Eselsmanier so tapfer mit den Hinterfüßen zu seiner

Vertheidigung aus, daß sein Reiter herabstog, und der Mehlsack über ihn herfiel. Wären seine Begleiter nicht gleich zu Hülfe gekommen, er würde unter dem schweren Sack erstickt seyn, doch trug er eine starke Quetschung am linken Arm davon. Aber die Furcht, zurückgelassen zu werden, machte, daß er seine heftigen Schmerzen verbarg. Erst in Troyes fing er an über seinen Schmerz zu klagen, der indeß immer zugenommen hatte. Ganz verlassen von den Müllerburschen, die sich nun nicht weiter um ihn bekümmerten, überließ er sich auf der freyen Straße den natürlichen Ausbrüchen des lebhaftesten Schmerzes. Dieß bewog einige ganz fremde, aber menschenfreundliche Personen, zu untersuchen, was ihm fehle; sie brachten ihn, da sie die Quetschung für bedenklich hielten, in das Hospital der Stadt, oder in ein Krankenhaus, das der Pflege alter und schwacher Personen gewidmet ist.

Harald. Das war doch recht gut von den Leuten.

Eduard. Ja gewiß, was hätte denn sonst der arme Düval anfangen sollen?

Luiſe. Vielleicht wäre er gar gestorben.

Walter. So gut, und so schön ist es, mitleidig gegen unsre armen, bedrückten Brüder zu

seyn. Laßt uns den heutigen Tag mit dem guten Vorsatze beschließen, künftig immer dasselbe zu thun.

Zweyter Abend.

Düval wird mit der Natur des Menschen bekannter, und hat Unterricht in der Geographie.

In dem Hospital war Düval sehr gut gepflegt, und brachte auch nach seiner Heilung noch den traurigen Winter da zu, der schon in seiner ganzen Strenge eingetreten war. Diese Zeit war für ihn nicht so ganz verloren, er hatte Gelegenheit, da Bemerkungen von eigener Art zu machen.

Ihr wißt doch noch, welche schreckliche Empfindungen der Knabe in der verhassten Wolfsgrube hatte, und wie er sich selbst einbildete, daß er jetzt sterben würde. Da er nun doch nicht gestorben war, so wollte er gern wissen, was es eigentlich mit dem Sterben für eine Bewandniß habe. Seine Vorstellung von dem Tode war eben nicht sehr richtig. Er betrachtete ihn zwar als das Ende des Lebens, aber er kannte nur eine

Ursache, die ihn bewirken könnte, nämlich — den Hunger; daher meinte er auch, man könne nicht aufhören zu leben, so lange man nur noch etwas zu essen habe.

Alle. Ha! ha! ha! das wäre gut.

Water. Er wurde auch bald eines bessern belehrt. In dem Saale, in welchem er sich aufhielt, befand sich auch ein Jüngling, den gewisse schwarzgekleidete Männer von ernstem und feyerlichen Wesen häufig besuchten.

Edward. Das waren gewiß Pfarrer, nicht wahr Water?

Water. Ganz recht; es waren Männer, die sich zur Pflicht gemacht hatten, den Jüngling auf seinem Krankenbette noch zu belehren, und ihn über die Qualen der Krankheit, und über die Furcht vor dem Tode zu beruhigen. Vielleicht erklärten sie ihm, daß Sterben ein Gesetz der Natur sey, dem kein irdisches Wesen sich entziehen könne, daß aber seine Seele nicht durch den Tod des Körpers zerstört werden könne. Vermuthlich suchten sie durch ähnliche Gespräche seine Gedanken von seinen Schmerzen abzuziehen, und sie dadurch zu lindern. Düval, der öfters zuhörte, verstand aber nur selten etwas von diesen feyerlichen Reden; sie kamen ihm aber ganz prächtig klingend vor, vielleicht eben deswegen, weil er

nichts davon verstand. Erst alsdann, als einer dieser Herren einmahl mit Kopfschütteln den Ausspruch that, es sey kein Mittel mehr übrig, merkte er, der Kranke befinde sich in Gefahr. Er machte sich sogleich an sein Bett, und glaubte, weil er ihn die ihm angebotenen Nahrungsmitteln wegweisen sah, er wollte freywillig sterben. Sein Entschluß dünkte ihm außerordentlich seltsam, lieber sterben als leben zu wollen! D ü v a l fragte ihn ganz offenherzig, warum er den sterben wolle, da es doch nur von ihm abhängt, fortzuleben; er brauche ja nur fortzufahren, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Er antwortete, daß es ihm unmöglich sey, etwas zu essen. So aufrichtig diese Antwort nun auch war, so kam sie unserm D ü v a l doch verdächtig vor, denn er konnte gar nicht begreifen, wie man jemahls Mangel an Eßlust haben könnte.

Max. Ja der arme Schelm wird sich niemahls recht satt gegessen haben.

Water. Indessen hatte jen er diesen Mangel wirklich, denn er starb zwey Tage darauf. D ü v a l war aber sehr übel mit ihm zufrieden; denn er war fest überzeugt, der Tod sey die Folge seines Eigensinns, sich auszuhungern, gewesen. Doch wollte er ihn gerne noch einmahl sehen; aber wie erschrak er, als er ihn ganz kalt, unbeweglich,

und seine Gesichtszüge ganz verzerrt fand. Von diesem Augenblick an hatte er eine große Abneigung gegen den Tod, und liebte das Leben mehr als vorher.

Bald darauf lernte er einsehen, daß der Hunger nicht die einzige Ursache des Todes sey. Er durchschlenderte eines Tags das Hospital, und gerieth in ein großes Gemach, in dem 30 bis 40 Greise lebten, welche hier auf Kosten der gutmüthigen Bewohner der Stadt verpflegt wurden. Alles athmete in diesem Saale Hinfälligkeit und Schwäche des menschlichen Lebens; der schwache Körper zeigte sich unter allen möglichen Gestalten. D u o a l wurde außerordentlich traurig bey dem Anblick dieser ehrwürdigen Alten, aber besonders da man ihm sagte, daß er auch einmahl so wie sie werden könnte. Zwar hatte er schon einige Greise in seinem Dorfe gesehen, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, zu denken, daß sie auch einmahl jung gewesen wären. Vorzüglich bemerkte er einen unter den gesammelten alten Männern, den die Last der Jahre sehr niederbeugte; er war ganz zusammengekrümmt. D u o a l näherte sich ihm, beobachtete alle seine Gesichtszüge, fragte ihn über sein Alter, über die Runzeln, die in seinem Gesichte so tiefe Furchen gezogen, über das Weiße seiner Haare, kurz über alles, was das

Gepräge des Alters an sich hatte. Er fragte ihn, ob er auch einmahl jung gewesen wäre, und wie er es denn gemacht habe, so alt zu werden, und ein, von den übrigen Menschen so ganz verschiedenes Gesicht zu bekommen. Da dieser ihn versicherte, daß diese Verschiedenheit nur ein Werk der Zeit sey, so bath er ihn, ihm doch zu erklären, was das für ein Ding sey, die Zeit.

Wilhelm. Ey, das wußte er auch nicht, daß ist ja doch sonderbar!

Water. Gar nicht so sonderbar, als du vielleicht glaubst. Dúval war in einem Lande, wo man das Wort Zeit so wie bey uns das Wort Wetter gebraucht.

Franz. Ach ja, beau temps heißt auf deutsch schönes Wetter, aber wörtlich eigentlich schöne Zeit.

Wilhelm. Ja auch mauvais temps schlechtes Wetter.

Water. Nur in diesem Sinne hatte Dúval bisher das Wort Zeit brauchen gehört, und da konnte er freylich nicht begreifen, daß das Wetter alt mache. Auch dem guten Greise fielen Dúvals Zweifel auf, und er lachte so herzlich darüber, als es ihm sein hohes Alter verstattete. Dann belehrte er ihn aber, daß nicht die Beschaffenheit des Wetters, sondern die lange Dauer der

Zeit alt mache, daß nicht die Menschen allein, sondern auch die Thiere und Pflanzen und sogar die Gebäude alterten. Da der Greis wohl merkte, daß der Knabe nur einen sehr verworrenen Begriff von einem Jahre habe, so nannte er ihm die Zahl der Tage, Monathe und Jahreszeiten; weil er aber noch nicht verstand, was die großen Zahlen bedeuteten, so beschrieb ihm der Greis die Monathe nach der Witterung und der Jahreszeit.

Diese neu erlangten, wiewohl noch sehr oberflächlichen Kenntnisse machten ihm viel Vergnügen; aber so ganz traute er ihnen doch nicht; er wollte sehen, ob die andern Greise die nämliche Sprache führten. Er fragte hier einen, dort einen andern, und kam auch endlich an einen Alten mit einem rothen Bart, der sich aber nicht so gefällig, als seine Mitbrüder gegen ihn bewies.

Aus der Sonderbarkeit der Fragen, die Duvall an ihn that, glaubte er, er würde sie nur spottweise auf, sah ihn eine Weile starr an, und vertrieb ihm, ohne ein Wort zu sagen, indem er seinen Arm, den der Knabe für gelähmt hielt, aufhob, seine Neugierde mit ein Paar Rippenstößen, weil er den Ohrseigen noch zu rechter Zeit entwischte. Duvall ging aus dem Saale hinaus, und trat in andere große Säle, in denen

über hundert Knaben allerley Geschäfte trieben, und in allen Handwerken und Künsten unterwiesen wurden.

Seine Wißbegierde wurde durch diesen Anblick außerordentlich rege, und weil ihm alles neu war, so mußte er durch seine unaufhörlichen Fragen oft beschwerlich fallen. Man beklagte sich daher öfters über ihn bey den Vorgesetzten, und einer von diesen ließ ihn ohne weitere Untersuchung auf der Stelle zum Hospital hinausführen.

(Der arme Knabe wurde hier wieder allgemein von den Kindern bedauert, und sie meinten alle, daß der Vorsteher der Anstalt nicht recht gehandelt habe.)

Der Vater fuhr fort in seiner Erzählung.

Duval, schon an solche Leiden gewöhnt, sah sich wieder ganz allein auf der Straße, ging gerade aus, und war eben im Begriff, Troyes zu verlassen, als er eine Musik vernahm, wie er sie noch nie gehört hatte. Er blieb vor dem Thore einer Kirche stehen, in welcher die Orgel zum Gottesdienst gespielt wurde. Bezaubert von ihrer rauschenden Harmonie, slog er in die Kirche, und stand da, entzückt durch ihr prächtiges Innere, die Augen in die Höhe gerichtet und den Mund offen, in der Betrachtung des Kunstwerks verloren. Eine unbarmherzige Ohrfeige brachte ihn

zu sich selbst zurück; ein Kirchendiener, der eben in seinem Ornate da vorbeiging, gab sie ihm, weil der Junge, wie er sich ausdrückte, diesem geheiligten Orte nicht die gehörige Ehrfurcht bewiesen habe. Duval hatte vor lauter Verwunderung vergessen, seinen großen Müllerhut in der Kirche abzunehmen; diesen riß ihm der Mann vom Kopfe, und schleuderte ihn bis in die Mitte der Straße hinaus.

Duval wollte seinen Hut nicht verlieren, er raffte ihn also von der Straße auf, und in demselben Augenblicke bemerkte er, daß die Straße gepflastert sey. Er gerieth darüber in ein Erstaunen, als ob er sich schon in den Gassen von Paris befände. Seine Verwunderung stieg noch immer mehr, da das Pflaster auch auf dem freyen Felde noch kein Ende nahm. Er fragte, wie weit es fortgehe? Man sagte ihm, 30 Meilen weit, bis nach Paris; der König habe es zur Bequemlichkeit der Reisenden machen lassen. Das floßte ihm von der Macht des Monarchen eine sehr hohe Idee ein; aber Paris verlor nun in seinen Augen viel von seiner Pracht, weil auch hier schon so große gepflasterte Straßen waren. Er war schon einige Stunden weit gegangen; da setzte er sich unter einen Baum, um auszuruhen.

Aber lange genoß er die Ruhe nicht. Mit dem Gesicht gegen den Weg gekehrt, wurde er eine Figur gewahr, deren seltsames und sonderbares Aussehen ihn in Erstaunen setzte. Sie bewegte sich und näherte sich ihm. Er floh zwar vor ihr, doch blieb er von Zeit zu Zeit stehen, und betrachtete sie näher. Er entdeckte, daß diese Figur ein Mann sey, in einem langen braunen Rocke mit einem weiten Mantel, von eben der Farbe über den Schultern; sein Kopf war unter einen hohen spitzen Trichter, von derselben Farbe, vergraben, und die lange Gestalt wurde durch diese Spitze noch um ein gutes Theil vergrößert. Als er näher kam, sah er, daß sein Rinn mit einem schwarzen buschigen Barte bedeckt war, der in wellenförmiger Bewegung bis zu einem breiten ledernen Gürtel herabhing, an welchem ein Rosenkranz mit großen Kugeln und einem einfachen hülzernen Kreuze und Todtenkopf befestigt war.

Franz und Harald. Das war gewiß ein Kapuzinermönch!

Die Andern. Ach ja, das ist auch wahr, so sehen sie ja gerade aus, nicht wahr, Vater? Ach, erzähle nur weiter!

Vater. Unser kleiner Düval verlor nun ganz seine Furcht vor dem Mann, als er ihn in

die Ferne einen frommen Gesang, zum Lobe der Jungfrau Maria, anstimmen hörte. Ihr habt ganz recht gerathen; es war ein Einsiedlermönch, der zu dem Capuziner-Orden gehörte.

Düval bekam jetzt große Lust, ihn anzureden, aber sein sonderbares Aeußere benahm ihm ganz den Muth dazu. Vielleicht bemerkte dieß der Mönch, denn er kam ihm zuvor und fragte ihn, wohin er ginge.

Düval that seiner Neugierde Genüge, bat ihn aber auch zugleich, ihm zu sagen, wer er wäre? und woher er käme? und warum er so ganz anders, wie andere Menschen, gekleidet sey? Der Mönch antwortete auf alle diese Punkte. Da er ihm sagte, er komme von einer Wallfahrt, die er nach dem Grabe einiger Heiligen in Rom gemacht habe, zurück, so erfuhr er, es gebe ein großes Land in der Welt, das Italien heißt, und durch eine hohe Gebirgskette, die Alpen, von Frankreich getrennt sey. Düval wollte nun wissen, wie solche Gebirge aussehen, denn er kannte bisher nur Hügel; der gefällige Capuzinermönch beantwortete mit vieler Geduld, die vielen hundert Fragen, die er noch an ihn that; denn jede Antwort enthielt wieder etwas Unbegreifliches für ihn. Pater P a c o m e, so hieß der Eremit, erzählte ihm, er sey Officier

in der Armee gewesen; das war wieder ein reiches Feld zu Fragen für ihn. Er hörte zum erstenmahl etwas von Armeen, Belagerungen und Eroberungen der Städte, von Bomben, Kanonen u. s. w.

Düval, dem das alles sehr räthselhaft vorkam, glaubte, er wollte ihm etwas weiß machen, zumahl da er von Menschen, in Schlachtordnungen gereiht, erzählte, die sich einander mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchten.

Als er ihm nun gar sagte, das alles geschehe nur auf Befehl der Mächtigen, und man rechne sichs zur Ehre und zum Ruhme, recht viel Feinde zu ermorden, da war er überzeugt, daß der Vater seiner Einfalt spottete, und warf ihm das Unrecht vor, daß er ihm solche Unwahrheiten glauben machen wolle. Da der Vater die Wahrheit seiner Erzählung vertheidigte, wurde Düval ganz traurig und bat ihn, ihm doch von was anderm, von seiner Reise über die Alpen zu erzählen.

Er hatte ihm schon etwas von ihrer außerordentlichen Höhe und von den Schwierigkeiten, welche den Reisenden darauf begegnen, gesagt. Düvals Freude über die Erzählung war unbeschreiblich; der Vater Pacome schilderte die Alpen auf eine Art, die ihn bezauberte. Hier

einen steilen Felsen, dessen Gipfel bis in die Wolken, worin sich der Donner bildet, reichen; hier einen Abgrund, vor dem man schwindelt, hinab zu sehen. Weiterhin Wasserströme, so klar wie Krystall, die aus dem Schooße der Felsen in hundert Cascaden mit schauerndem Geräusch in den Abgrund stürzen. Dort Höhlen, oder unzugängliche Felsen, auf denen nur Geyssen und Murmelthiere hausen; dort Schneelasten, so alt wie die Welt, und Eis mitten im Sommer. Jede dunkle Stelle in der Rede ließ sich Düval erklären, und der Pater wurde nicht müde, zu antworten, der Schüler nicht müde, zu hören und zu lernen. Doch erschöpften die Beschwerden des Marsches, zuletzt, seine Kräfte. Um ihm das Gehen zu erleichtern, erlaubte ihm sein gutmüthiger Führer, sich an eine Ecke seines Mantels anzuhängen, und so setzten beyde ihren Weg und ihre Gespräche fort.

Sie kamen spät in ein Dorf, und Düval schlief bald vor Mattigkeit auf einem Bund Stroh ein. Wie erstaunte er am folgenden Morgen bey seinem Erwachen, sich ganz allein zu sehen.

Der Kapuziner hatte schon vor Tagesanbruch seinen Weg weiter fortgesetzt; forderten es die Befehle seines Ordens, oder fürchtete er, sein

Reisegefährte möchte ihm zu beschwerlich fallen, ich weiß es euch nicht zu sagen, warum er den armen Knaben so allein ließ.

Franz. Wenn ich der Kapuziner gewesen wäre, ich hätte ihn lieber geweckt und mit mir genommen.

Luischen. Ja, ich auch; ich habe den Kapuziner schon recht lieb gehabt, nun kann ich ihn aber nicht mehr ausstehen.

August. Ja, und nun ist der gute Junge wieder so ganz allein, es wäre mir gewiß recht angst, wenn es mir einmahl so ginge.

Pater. Eure Urtheile gefallen mir, Kinder, sie sind menschenfreundlich, aber unser Pater mußte seine besondere Ursache zu dieser Handlungswaise haben.

Traurig über diesen Verlust, legte Düval sich unmuthig wieder auf sein Stroh nieder; da sah er ein Stück Brot neben sich liegen, das in der Mitte ausgehöhlt war. In dieser Höhlung lag ein Stück Fleisch und ein kleines Papier mit 15 oder 20 Gros. Der gute Pater hatte es ihm hingelegt, um ihn nicht ganz hilflos zu lassen.

Düval wurde nun über seinen Verlust um so trauriger, und beweinte das Verschwinden seines Wohlthäters. Traurig setzte er seinen Marsch weiter fort. Aber bis zum Abend schmerzte ihn

der Verlust des Vaters, den er nie wieder sah. Er langte bey einem großen Gebäude an, das er für ein Schloß hielt; der Pächter war so mildthätig, ihm ein Nachtlager und etwas Abendessen zu geben; da er aber sah, daß er, statt zu essen, sich seiner Traurigkeit und seinen Thränen überließ, fragte er, was ihm fehle?

Er erzählte ihm die Ursache seines Schmerzes; gerührt durch seine offenherzige Sprache, fragte er ihn, ob er wohl Lust hätte, in seine Dienste zu treten? er sollte die Schafe den Frühling hindurch auf die Weide treiben. Gern willigte Duvall in das Anerbiethen des guten Mannes ein.

Er bekam nun ein Geschäft, dem er im Ganzen gut vorstand, aber ein unangenehmer Vorfall störte ihn auch bald in dem Genuße dieses ganz erträglichen Lebens.

Er war nämlich bey seiner ernsthaften Gemüthsart doch von Natur lebhaft und munter. Sobald er nun auf freyem Felde war, lief er gern mit den Schafen, damit sie Capriolen und Sprünge machen sollten. Gleich am Hause war ein Obstgarten, und in der Mitte desselben ein Brunnen. Hier hielt er einst sein Wettrennen; unglücklicher Weise machte sein bester Kenner in der Hitze einen Satz über den Brunnen, stieß an

den Zieheimer und stürzte hinab. In der Verzweiflung, in die ihn die Angst seines geliebten Hammels setzte, war er so unvorsichtig, haspelte das Brunnenseil ab, und ließ sich, um das Thier zu retten, mit solcher Hastigkeit in den Brunnen hinunter, daß er ganz unter Wasser fuhr, und eine Menge davon verschluckte. Ein Querkholz im Brunnen und das Seil rettete ihn vom Ertrinken; er arbeitete sich aus dem Wasser heraus, und ergriff den Hammel, der auf dem Punkte war, umzukommen. Voll Furcht, daß sie nun beyde umkommen würden, schrie er aus allen Kräften aus dem tiefen Brunnen herauf um Hülfe; aber wer sollte das hören können? Schon war er im Begriff, von Ermattung und Kälte wieder zu sinken. Da kam noch durch einen Zufall ein Retter in der Noth, der Eimer hatte, um Wasser zu holen. Schnell rief er um Hülfe, man eilte herbey, Mensch und Thier wurden noch, aber fast durch ein Wunder, zur glücklichen Minute gerettet.

Der Pächter, unwillig über die Unvorsichtigkeit des Jungen, hielt ihm eine derbe Strafpredigt, und gab ihm am andern Morgen den Abschied.

So stand er nun wieder allein in der Welt, der arme, verlassene Knabe; wird er nun nicht

bald einmahl einem bessern Schicksal entgegen gehen?

Die ganze kleine Gesellschaft betrauerte das Unglück des Knaben, und wünschte ihm alles Gute auf den Weg. Es war schon spät; der Vater endigte seine Erzählung mit dem Versprechen, den folgenden Abend damit fortzufahren.

Dritter Abend.

Düval verwaltet ein Amt, wird aber durch seinen Muthwillen dazu unbrauchbar.

Düval, so fuhr der Vater am dritten Abende mit seiner Erzählung fort, nachdem sich alles um ihn versammelt hatte. Düval betrat von neuem die gepflasterte Heerstrasse, die er schon einige Mahl mit frohen Aussichten verlassen hatte; aber ohne sie zu bewundern, wie anfangs. Er erreichte Mittags die Stadt Nogent an der Seine. Auf der Brücke, welche über den Fluß führte, fand er wieder ein anderes Schauspiel, das er anstaunen konnte. Er wurde nicht müde, es zu betrachten; nur das kam ihm sonderbar

vor, daß er unter den vielen Menschen, die unaufhörlich über die Brücke gingen, auch nicht einen bemerkte, der an seinem Erstaunen Theil genommen hätte. Er wußte sich diese Gleichgültigkeit gar nicht zu erklären, die er doch für ein Wunder hielt.

Mar. Nun was war denn das?

August. Das weiß ich doch wirklich nicht.

W a t e r. Er sah nämlich einen großen Theil der einen Seite des Flusses mit sonderbaren Gebäuden besetzt; sie waren sehr lang, in der Mitte breit, und gegen die beyden Enden, um die eine Brustwehr lief, wieder schmal. Einige davon waren mit Heu, Holz, Tonnen, und mehrern dergleichen Sachen beladen, andore gleich Häusern bewohnt, mit Zimmern versehen, in denen man wie auf dem festen Lande Feuer hatte.

Alle. Aha, das waren Schiffe!

Franz. Dachte ichs doch! gewiß in dem Hafen des Flusses.

W a t e r. Anfangs glaubte er, diese geräumigen Maschinen müßten auf etwas aufstehen; als er aber gewahr wurde, daß sie sich bewegten, daß schon der Wind und das Wasser dazuhinreichten, sie von ihrem Plaze zu bringen, da konnte er kaum seinen Augen noch glauben; es

war ihm, als betrögen sie ihn. Sogleich stieg er an das Ufer der Seine hinab, um sich von der Wahrheit seiner Betrachtung zu überzeugen. Er sah bald, daß alles seine Richtigkeit habe; er hörte, daß man diese Gebäude Schiffe nenne, und daß die beladenen darunter nach Paris bestimmt wären. Warum aber diese großen, schweren Massen nicht untersinken, da doch jedes Steinchen, das man ins Wasser wüfse, unterginge, das konnten ihm mehrere Vorübergehende, welche er darum befragte, nicht beantworten. Da stand er nun, und konnte nicht klug daraus werden; denn, sagte er immer zu sich selbst, o das ist sonderbar, der größte Stein ist noch nicht einmahl so schwer, als das kleinste dieser Schiffe!

Wilhelm. Da hätte er lange sprechen können, wenn er nicht auch an die leichtere Materie dachte, wovon die Schiffe gebaut sind, an das Holz.

Water. Das fiel ihm nun freylich nicht gleich ein, aber er hätte auch überlegen müssen, daß dieses Holz noch viel leichter vom Wasser getragen würde, wenn es eine große Fläche einnimmt, ohne doch gerade dicker und schwerer zu werden. Doch das wollen wir dem Knaben nicht übel nehmen, da es ihm viele Erwachsene nicht einmahl erklären konnten. Er wurde durch das

Getöse am Hafen, durch das Geschrey der Matrosen und Schiffer, anfangs recht überrascht; bald aber wurde er dadurch so betäubt, daß er sich entfernte, um seinen Weg weiter fortzusetzen; er war in seiner einsamen Lebensart, einen solchen Tumult nicht gewohnt, und liebte die Ruhe.

Bald kam er jenseits der Stadt in eine Gegend, die ihm viel Aehnlichkeit mit dem Paradiese, wovon man ihm zu Hause erzählt hatte, zu haben schien. Die Straße, auf welcher er fortwanderte, war prächtig und erhaben. Wohin er sah, erblickte er lachende Wiesen, mit Bächen und Gräben durchschnitten, die mit den schönsten Pappelbäumen besetzt waren; vorzüglich bezauberten ihn die Wälder von Schilfrohr und die blauen Schwertlilien, welche die Sümpfe und morastigen Stellen begränzten. Er überließ sich hier mehrere Stunden seinen frohen Gefühlen, und um die ganze Landschaft recht übersehen zu können, kletterte er auf die Spitze des höchsten Pappelbaumes. Kein Wort kann das Vergnügen ausdrücken, das er da empfand. Die Menge von Schlössern und schönen Häusern in den Fluren verstreut, die Schafheerden mit ihren Hirten, die vielen Wäldchen auf den Hügeln, die vielen Kaninchenberge, durch ihre muntern Bewohner be-

lebte, das alles floßte ihm eine so große Liebe zu dieser Gegend ein, daß er sich da festzusetzen beschloß, und, wenn es möglich wäre, nie wieder diesen reizenden Aufenthalt zu verlassen.

Er ging sogleich auf ein schönes Dörfchen zu, dessen Schloß mit schönen Gärten und Lustwäldchen umgeben war. Er bot dem Pächter seine Dienste an, und verlangte dafür keinen andern Lohn, als seine Erhaltung. Der gute Wille des Jungen, und seine bescheidenen Forderungen nahmen den Pächter für ihn ein. Er zeigte ihm im Hofe eine zahlreiche Truppe Truthühner, und ernannte ihn auf der Stelle zu ihrem treuen Wächter, unter der ausdrücklichen Bedingung, dafür zu stehen, daß keine durch die List der Füchse davon kommen. Düval, ganz wohl damit zufrieden, wurde nun auf einmahl General von der dümmsten Armee, die es wohl auf der Welt geben mag.

Aber er verlebte hier keine so frohen Tage, als er sich eingebildet hatte. Die armen Landleute wurden gar zu sehr durch die verheerenden Kriege, die ihr König Ludwig XIV. führte, bedrückt, und durch die vielen Abgaben, die sie zu zahlen hatten, und durch die Unbarmherzigkeit der königlichen Beamten ganz ausgesogen. Düval beklagte sehr oft das Schicksal der armen Mens-

sehen, und bekam nach und nach eine ganz andere Vorstellung von dem Könige, als er anfangs hatte. So befand er sich einst zufälliger Weise in einem Hause, dessen Eigenthümer todt krank war. Drey oder vier Personen traten ins Zimmer, und forderten im Nahmen des Königs die Abgaben ein. Die Frau vom Hause klagte ihnen vergeblich, daß sie nicht im Stande sey, nur etwas zur Erhaltung ihres kranken Mannes herbeizuschaffen. Die Unmenschen griffen nach allen Geräthschaften, die in ihre Klauen fielen; weil aber diese noch von zu geringem Werthe waren: so näherten sie sich dem Bette, und rissen ungeachtet des Geschreyes, der Thränen und des Flehens der Gattinn und Kinder, dem armen Sterbenden die Betttücher weg, die ihn bedeckten, und die er des andern Morgens zu nichts mehr nöthig gehabt hätte, als damit ins Grab gesenkt zu werden.

Diese und ähnliche traurige Begebenheiten, die Düval mit anzusehen Gelegenheit hatte, brachten ihm gegen viele Menschen einen Widerwillen bey, und er liebte die Wahrheit zu sehr, um nicht öfter laut darüber zu sprechen, und die Bedrückten gegen die Unterdrücker zu vertheidigen. Dadurch machte er sich bey den Landsleuten des Orts sehr beliebt. Aber bald mußte er auch diesen Aufenthalt gegen seinen Willen verlassen. Eine

anfangs ganz lächerliche Begebenheit war die Ursache.

Unter seiner geflügelten Heerde wußte sich nämlich ein Puterhahn, der ihm nicht so thöricht schien, wie seine Brüder, seine ganz besondere Gnade zu erwerben. Sein treues Wesen, und seine Geschicklichkeit, die Bröseln in der Luft zu schnappen, die er ihm während seiner ländlichen Mahlzeit zuwarf, machten sein ganzes Verdienst aus. Dieß Talent hatte ihn zu seinem Liebling erhoben! Er zierte seinen Hals mit Kränzen von den schönsten Blumen der Jahreszeit. Aber es sollte ihm wie den meisten Günstlingen großer Herren ergehen! Es war eben Erntezeit, der Tag neigte sich, und die Langeweile gab Düvaln einen dummen Streich ein. Er band sein altes rothes Röckchen seinem Puterhahn, um ihn recht königlich zu schmücken, am Schweife mit einer Schlinge an. Kaum hatte er ihn wieder unter seine Kameraden geworfen, so verjagte sein flatternder Schweif das ganze Hühnervolk; er selbst rannte vor Angst querfeld ein. Bald flog er in die Höhe, bald tummelte er sich auf der Erde herum, und bildete die sonderbarsten Gestalten. Die Schnitter auf dem Felde sahen mit Erstaunen dem wunderbaren Dinge zu; die Abenddämmerung und die schnelle Bewegung des Flüchtlings hinderten selbst die Nahestehenden, das

Thier zu erkennen. Der Aberglaube jagte ihnen Furcht ein; Weiber und junge Leute verkrochen sich hinter Weidenbäume und Hecken, die Männer rotteten sich in Haufen zusammen, und glaubten irgend einen bösen Geist oder gar den Drachen zu sehen. Endlich hatte ein Haufen, mit Sensen, Heugabeln und Sicheln bewaffnet, doch Muth genug, dem Wunderthiere zu Leibe zu gehen. Sie verfolgten es, obgleich mit beklommenem Herzen, in ziemlicher Entfernung, bis zu einer Hecke, wo das arme Thier vor Ermattung todt zur Erde gefallen war, und nun entschädigten sie sich für die ausgestandene Furcht durch ein lautes Gelächter.

Düval ward aber durch den Tod, an dem er Schuld war, ganz bestürzt; der Pächter, der die Nachricht davon bekam, schrieb den Streich einer überlegten Bosheit Düvals zu, und gab ihm den Abschied. Düval entschuldigte sich zwar so gut er konnte, und betheuerte, daß dieser Verdacht falsch, daß er nie in seine Seele gekommen sey. Es half ihm alles nichts; er mußte dieses Mahl recht bitter für seinen Muthwillen büßen.

Sarald. Ja dieses Mahl kann ich ihr auch nicht so recht von Herzen bedauern.

August. Ich auch nicht; er war doch allein daran Schuld, daß das arme Thier so jämmerlich sterben mußte.

Wilhelm. Er wollte es freylich nicht, aber so einem Hirten möchte ich meine Heerde nicht anvertrauen.

Vater. Den armen Düval schmerzte es ganz außerordentlich, diese Gegend, die ihm bey dem ersten Anblick so reizend gewesen war, verlassen zu müssen. Eine unwiderstehliche Neigung schien ihn zurückzuhalten; den ganzen Tag ging er auf den Wiesen und längst den Bächen auf und ab spazieren, und sagte ihnen im Stillen tausend Lebewohl; er umarmte seine Lieblingsbäume bey dem Abschied, wie Freunde, und beneßte ihre Rinde mit Thränen. Doch machte er sich noch gegen Abend auf den Weg, und wanderte betrübt einige Stunden weit. Er mußte durch einen Wald, und bereits neigte sich der Tag; er bemerkte auf einer Anhöhe die Ruinen einer alten Burg, und sogleich spornte ihn seine Neugierde, sich durch die Dornen einen Weg nach dem hohen Thurme zu bahnen, der sich aus der Mitte der Steinmasse erhob. Er fand in seiner dicken Mauer eine dunkle Treppe, welche er hinauf stieg; sie führte ihn auf das flache Dach des Thurmes, wo allerley Gesträuch Wurzel geschlagen hatte. Hier sah er nun noch eine große Strecke Waldes vor sich, die er hätte durchwandern müssen; aber zu seiner Freude bemerkte er auch, daß in einer kleinen Entfernung ein dicker Rauch

auffstieg, der ihn vermuthen ließ, daß hier eine Wohnung in der Nähe seyn müßte. Beim Herabsteigen merkte er, dieselbe Treppe laufe unter der Erde fort; gleich folgte er ihr, ob es gleich ganz dunkel war; aber ein dumpfes Geräusch hielt ihn an der Mitte zurück. Er rollte einen Stein zur Treppe hinab, und horchte aufmerksam zu; es war als wenn er in einen tiefen Brunnen fiel. Angst ergriff ihn, als er seine Gefahr merkte; aber wie erzitterte er am ganzen Leibe, als ein Schwarm Vögel ihn umsaute, die er aufgescheucht hatte, und die im pfeilschnellen Fluge zu entkommen suchten, und zum Theil ihn ins Gesicht stießen. Zwey oder drey, die sich in seine Haare verwirrt hatten, packte er, hielt sie aus allen Kräften fest, und eilte so geschwind als möglich aus diesem schrecklichen Aufenthalt. Er sah gleich in der Dämmerung, daß es —

Alle Fledermäuse waren!

Vater. Ganz recht, mit Haaren statt der Federn, mit Häuten statt der Flügel. Kaum hatte er sich von seinem Schrecken erhohlt, so eilte er dem aufsteigenden Rauche zu; die Nacht war schon hereingebrochen. Statt einer Wohnung, fand er einen großen Kohlenhaufen, und eine Erdhütte, wie einen Zuckerhut gestaltet, mit Rasen bedeckt.

Wilhelm. Aha, das waren Köhler!

Vater. Ein guter alter Mann mit einer Schaufel in der Hand, und ein junger Mensch mit einem Rechen gingen immer um den glühenden Kohlenhaufen herum, und bewarfen die Stellen mit Erde, aus welchen die Flamme hervorbrach. Sie waren anfangs über Düvals Erscheinung in ihrer Einsamkeit ganz verwundert, nahmen ihn aber nach einigen Hin- und Herfragen gutmüthig in ihre Hütte auf. Wie erstaunten sie, als der Knabe ihnen seine Begebenheit in dem alten Schlosse erzählte; sie verwiesen ihm nun seine Tollfährtheit, und erzählten ihm nun, daß es in der ganzen Provinz als der Aufenthalt der Wölfe und der Nachtgeister, und als der Sammelplatz aller Hexen und Gespenster bekannt sey. Die guten Leutchen konnten nun mit Wundergeschichtchen nicht fertig werden, die sich da zugetragen haben sollten, und Düval, der ihnen alles Wort für Wort glaubte, weil ihm so eben selbst etwas Schreckliches begegnet war, hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu. Während er sich so mit dem Alten unterhielt und immer mit ihm rund um den Kohlenhaufen ging, bereitete der Sohn das Abendessen.

Eine Wassersuppe mit Brotrinden und Salz in einem irdnen Krüge machten alle Gerichte aus, die der arme Mann gutmüthig mit dem Knaben theilte; ein Fäßchen mit frischem Wasser, von dem

einer nach dem andern zum trinken niederkniete, gab ihnen den herrlichsten Labetrunk. Die Stimme des Uhus verkündete ihnen die Stunde der Ruhe, und sanft legten sie sich auf ihr Lager von dürrer Laube nieder. Am andern Morgen gab der barmherzige Kohlenbrenner ihm noch den ganzen Rest seines Brotes mit auf den Weg, und ließ ihn durch seinen Jungen bis an den Ausgang des Waldes führen.

Wie oft wohnt doch die Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft auch in der armseligen Hütte; nie sollten wir in das allgemeine Vorurtheil mit einstimmen, das so viele Menschen haben, wenn sie immer sagen, daß in den niedrigen Ständen nur niedrige Gesinnungen herrschten; es ist eine Ungerechtigkeit, die sie an einer großen Klasse von Menschen begehen!

Düval war so glücklich, nach einigen Tagen wieder ein Unterkommen als Schäfer zu finden; aber auch hier blieb er nicht lange; er wanderte weiter, und veränderte noch öfters seinen Aufenthalt, theils weil er nur auf kurze Zeit angenommen wurde, theils weil er sich nicht gerne zu sehr mißhandeln ließ, und die Freyheit liebte. Es wäre zu weitläufig, ihn noch so Schritt vor Schritt zu begleiten, wie bisher. Wir kennen nun schon die Art, wie er sich in sein Schicksal fügte, wie er jede Gelegenheit benutzte, um et-

was Neues zu lernen, wie er über alles, was ihm begegnete, dachte.

Er besuchte auf seinen Wanderungen von einem Ort zum andern manchen Handwerker und Künstler in seiner Werkstatt, und sah oft den Pandleuten bey ihren Geschäften zu; er ließ sich alles, was er sah, erklären, und gerieth dadurch zuweilen in Gespräche mit Menschen, die sich ein Vergnügen machten, ihn zu belehren. Kein Wunder, daß er dadurch immer vernünftiger ward, und sich manche Kenntnisse sammelte. Nun fing er auch nach und nach an, sich Grundsätze in seiner Denkart zu bilden; das heißt, wenn er etwas für wahr erkannte, so richtete er auch seine Handlungen darnach ein, daß sie mit seinen Gedanken übereinstimmten.

Er hatte schon sein vierzehntes Jahr erreicht, und war auf dem Wege, sich einen neuen Herrn zu suchen, als der Winter des Jahrs 1709 mit aller Strenge einfiel, welche diese Jahreszeit zu den schrecklichsten für die ärmste Volksklasse machte. Alle Ströme froren zu, die Vögel erstarren und fielen todt zur Erde nieder; kein Mensch wagte sich ins Freye; alle Geschäfte wurden dadurch gestört; die Gerichtshöfe und die Kirchen standen leer; täglich hörte man von erfrorenen Thieren und Menschen. Und in dieser Zeit nun durchlief Düval

vergebens Dörfer und Weiler, um seine Dienste anzubieten, und irgend einen Zufluchtsort zu finden. Auf seinem Wege von der Stadt Provins, in der Landschaft Bri, nach einem, ungefähr anderthalb Stunden entlegenen Vorwerke, überfielen ihn so heftige Kopfschmerzen, daß er es kaum auszuhalten vermochte. Er kam an die Thüre der Pächterei, und flehte die Person, die sie öffnete, demüthig um einen Winkel an, wo er sich erwärmen und niederlegen könnte, um nur den fürchterlichen Schmerz leichter ertragen zu können. Man führte ihn in den Schafstall, wo ihn der Dunst der friedlichen Thiere bald aus seiner Erstarrung aufthaute; dagegen nahm sein Kopfweh so überhand, daß er alle Besinnung verlor. Am andern Morgen früh besuchte ihn der Pächter; wie erschrak er bei seinem Anblick; seine Augen waren ganz roth und entzündet, sein Gesicht war geschwollen, und sein ganzer Körper scharlachroth und mit Blattern bedeckt. Ganz ohne Umstände erklärte er ihm, daß er die Kinderpocken habe, und daran sterben müsse, weil er, selbst der nöthigen Nahrung beraubt, ihn unmöglich während einer so langdauernden Krankheit ernähren könne.

Er sagte ihm noch mancherley von den schlimmen Zeiten u. s. w. vor, aber Duval hatte

nicht Kräfte genug, ihm auch nur das Geringste darauf zu antworten. Das rührte den Mann; er verließ ihn; kam nach ein Paar Minuten mit einem Bündel alter Zeuge wieder, zog ihm seine Kleider ab, wickelte ihn in die Lumpen wie eine Mumie ein, und legte ihn in eine Vertiefung des Stalles, die er mit Spreu ausschüttete, und mit den Schichten des Schaafmistes, die er oben abgenommen hatte, deckte er ihn wieder zu. Da er ihn so eingegraben hatte, machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn, nach Art der Katholiken, empfahl ihn Gottes Fürsorge, und versicherte ihn beim Weggehen, es würde eins der größten Wunderwerke seyn, wenn er mit dem Leben davon käme!

Bis an den Hals im Dünger verscharrt, erwartete Düval mit ruhiger Seele seinen Tod; schon war er ganz ermattet, und ergab sich fast ganz gefühllos in sein Schicksal; denn mit den Kräften schwanden auch Empfindungen und Gedanken.

W i l h e l m. Gott! wie zittere ich für den armen Düval!

L u i s e. Ach, nun wird er gewiß sterben!

Die A n d e r n. Ich glaube es auch schon!

V a t e r. Meine Lieben! laßt uns an unsern liebevollen Vater im Himmel denken; er ist all-

gütig gegen seine Geschöpfe, und keins geht, ohne seinen Willen, aus dieser Welt. Düval, der gute, der redliche Knabe, war schon in dieser Welt von seiner Weisheit zu einer höhern Stufe der Menschenbildung bestimmt; er sollte erst nach vielen Jahren veredelter seine irdische Hülle verlassen, und dann erst zu seinem himmlischen Vater zurückkehren. Die Noth war jetzt sehr groß, aber die Hülfe war nahe. Die gleichmäßige Wärme des Düngers, und der Athem der Herde brachte ihn zu einem Schweisse, der das tödtliche Gift der Krankheit aus den innern, edleren Theilen auf die Oberfläche der Haut trieb. Ueber und über bedeckten ihn die Blattern, und die Schaafe, nach ihrer Gewohnheit, drängten sich um ihn herum, und beleckten ihm Gesicht und Hände mit ihren rauhen Zungen unaufhörlich, weil er zu matt war, sie von sich zu jagen. Vielleicht reißte sie die salzige Materie dazu, denn sie rissen ihm oft genug Wunden auf; aber ihre Zunge reinigte sie auch, und ihr heilsamer Speichel linderte das Uebel. Indes der Knabe nun so unter Gestank und Fäulniß begraben lag, verwüstete der Winter das Land umher auf das schrecklichste. Hinter dem Stalle standen Wallnuß und Eichenbäume, die in den kalten Nächten oft bis auf die Wur-

zel zerbarsten, und durch das fürchterliche Krachen den Kranken erschreckten.

Dem armen Pächter des Hofes ging es ebenfalls traurig genug; denn noch kurz vor dem Winter hatte die grausame Regierung, weil er die Steuern nicht hatte bezahlen können, sein ganzes Haus geleert. Er konnte dem Blatterkranken keine stärkende Nahrung geben; denn Brot zu essen, war er zu matt, und an Fleischbrühe war nicht zu denken. Gewiß wäre Duval aus Mangel an Speise gestorben, wenn man nicht auf den Gedanken gekommen wäre, ihm eine Flasche mit angerührtem Wasserbrey und Salz täglich zuzuschicken, die er in den Mist vergraben konnte, um sie vor dem Gefrieren zu bewahren.

Mit diesem einzigen Nahrungsmittel lebte er vierzehn Tage, und als sein Magen etwas Kräftigeres verlangte, brachte man ihm Wassersuppe und Stücke schwarz Brot, das aber so hart gefroren war, daß man es nur mit dem Beile zerhauen konnte. Gern lullte er sie im Munde weich, um nur den Hunger zu stillen.

Aber schrecklich! auch dieses Wenige war nun der Pächter nicht mehr im Stande zu geben; er gestand es wehmüthig seinem Gaste. Doch sprach er mit dem Pfarrer im Dorfe, der dreyviertel Stunden entfernt wohnte, und dieser nahm

ihn in ein benachbartes Haus auf. So gut man konnte, wurde er aus seinem Grabe hervorgezogen, in seine Lumpen gewickelt, zwischen drey Bündel Heu eingepackt, auf einen Esel gebunden, und so transportirt. Halb vor Kälte erstarrt, kam er bey seinem neuen Verpfleger an; sogleich legte ihn dieser in den Schnee, und rieb damit alle seine Glieder, um ihn nur wieder ins Leben zurückzubringen. Dann bereitete man ihm ein gleiches Lager wie vorher, um seinen Körper wieder zu erwärmen. Erst nach acht Tagen brachte man ihn in ein Zimmer, und räumte ihm ein Bett ein. Nach und nach erhobte er sich wieder; der freigebige Pfarrer reichte ihm stärkende Speise und Trank, und der gütige Vater im Himmel schenkte ihm seine Gesundheit wieder. —

Hier endigte Vater Dalberg gerührt seine Erzählung. Die Wehmuth der Kinder hatte sich schon wieder in sanfte Freude über den glücklichen Ausgang der Geschichte aufgelöst; sie drängten sich hin zum Vater, küßten ihn, und dankten ihm für seine schöne Erzählung.

Fünfter Abend.

Düval's Jünglings Jahre.

Schon hatte sich die kleine Gesellschaft an dem gewöhnlichen Orte versammelt, und jeder seinem besten Freunde ein Plätzchen bereitet, als der Vater zur Thüre herein trat, und, von allen freundlich begrüßt, in seiner Erzählung also fortfuhr: Daß Gesundheit ein großes Gut ist, begreift ihr, und ihr habt oft ihren Werth empfunden; wißt ihr aber auch, was eine sorgenfreye Jugend ist? Habt ihr je daran gedacht, daß der Himmel euch auch dieses Gut verlieh? Wie wurde unser armer Düval nicht von Nahrungssorgen gequält! Kaum hatte er seine Gesundheit wieder, so mußte er auch wieder sein Brot suchen: denn der Prediger, der ihn während seiner Krankheit gepflegt hatte, war zu arm, um ihn noch länger zu ernähren. Was konnte ich anders thun, sagt Düval, als Dienste suchen; aber da war niemand, der mir sie anboth. Durch den strengen Winter war alles erfroren; jedermann schränkte sich ein; ich konnte keinen Herrn finden, und der Hunger verfolgte mich, wo ich ging und stand, auf die grausamste Wei-

se. Da fiel mir einmahl ein, mich zu erkundigen, ob denn die Hungersnoth allgemein sey, und es nicht einen Winkel auf der Erde gäbe, wo das Getreide nicht erfroren sey. Ich erfuhr, gegen Mittag und Morgen lägen Länder, deren Himmelsstrich und deren Nähe an der Sonne sie vor den Verwüstungen des harten Winters geschüst haben könnte. Diese Neuigkeit verursachte mir eine so lebhaftere Freude, daß ich in meinem Leben nicht leicht eine ähnliche empfunden habe. Sie wurde zugleich für mich eine Quelle von Betrachtungen. Bis dahin rührte mich die große Natur wohl, aber ich hatte nie über ihre Ursachen und Wirkungen nachgedacht. Die Sonne hatte mich mit ihren Strahlen erwärmt und erleuchtet, ich hatte ihre Wirkungen in den Jahreszeiten, auf Thiere und Gewächse gesehen und alle ihre Wohlthaten empfunden; aber mein Geist wurde jetzt erst rege, über alle diese Wunder nachzudenken, die uns durch die Gewohnheit zu etwas Alltäglichem werden.

In welcher Unwissenheit hatte man auch den armen Jungen über alle diese Dinge gelassen! Das, was man Welt nannte, glaubte er, sey der Raum bis zum fernen Horizont, den er am hellen heitern Tage wahrnahm; die Erde war ihm eine Fläche, wie eine runde Wiese, auf deren

Rand sich das Krystallgewölbe des Himmels stützte. Die Gestirne waren ihm aufgehängte Fackeln, welche am Tage verlöschten, und mit der Annäherung der Nacht sich wieder entzündeten. Da man immer von der Sonne wie von einem belebten Geschöpfe sprach, „sie geht auf; sie geht zur Ruh; sie hält Mittag:“ so hielt er sie auch wirklich für ein verständiges Wesen. Dazu kam noch, daß er sie immer unter der Gestalt eines Menschenkopfes mit Strahlen umgeben vorgestellt sah.

Franz. Ja, so habe ich sie auch schon abgebildet gesehen; o gewiß hat er sie für ein gutes Wesen gehalten, wie die Peruaner, die Kinder der Sonne.

Vater. So sind oft die Begriffe ganzer Völkerschaften, die noch auf einer niedern Stufe der Cultur stehen, ganz dieselben, wie die ersten Vorstellungen der Kinder, und nur nach und nach werden beyde klüger und weiser. *Düval* beschloß, sich der Sonne zu nähern, weil er überzeugt war, daß er bei ihr nie wieder eine so schreckliche Kälte würde ertragen müssen. Froh über diese schöne Hoffnung, machte er sich rasch auf den Weg gerade gegen Morgen zu; denn da, glaubte er, müsse die Sonne wohnen. Er wanderte mehrere Wochen lang, von einem Orte zum andern, durch das öde Champagne, und kam

in das schöne Lothringer Land; das damahls noch seine eigenen Herzoge hatte.

Gleich beim ersten Anblicke schon sah man, daß hier Überfluß und Zufriedenheit zu Hause war; die Dörfer waren freundlich gebaut, die Einwohner reinlich gekleidet; überall prangten die Gefilde mit den schönsten Saaten und Weiden, und wo sich Düval in ein Gespräch einließ, da hörte er allemahl die Güte des Herzogs preisen, und jedermann sich glücklich schätzen. O welchen wohlthätigen Einfluß hatte das auf unsern gefühlvollen Freund! Als er einst in seinen Gedanken vertieft so auf der Straße ging, ritt ein ehrwürdiger Geistlicher auf einem schlechten Pferde neben ihm vorbey. Er grüßte ihn und machte sich an seine Seite, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen. Das Äußere des Mannes flößte Ehrfurcht ein; seine Haare waren silberweiß, und seine sanfte freundliche Miene zog Düval unwiderstehlich an sich. Der Herr kam ihm zuvor, und fragte ihn, wer er wäre? und wohin er ging? Mit wenigen Worten erzählte er ihm von seiner Wanderschaft nach Osten. Das Sonderbare darin machte diesen anfangs lachen, dann aber zeigte er ihm das Falsche in seiner Vorstellung. Düval tröstete sich leicht; denn, sagte er, seitdem ich nach Lothringen gekommen bin, dünkt es mich

schon, ich sey in einer andern Welt. Nun theilte er ihm alle seine gemachten Bemerkungen mit. Der Geistliche erstaunte, in dem vernachlässigten Außern einen so gebildeten Geist zu finden; er nahm Düval mit sich in seine Wohnung, und versprach ihm, so viel er könnte, ihn zu belehren, vorzüglich machte er es ihm begreiflich, wie nöthig es sey, daß er lesen lerne. Kaum waren sie in seinem Hause angekommen, so ließ ihm der Prediger etwas zu essen geben, und dann führte er ihn in ein Zimmer voll Schriften und Bücher, um Düval da vieles zu beantworten, worüber er ihn auf dem Wege befragt hatte. Nie kann es einen aufmerksamern Schüler gegeben haben, als es Düval hier war, und vorzüglich merkwürdig schien ihm alles zu seyn, was Bezug auf die Geschichte von Frankreich und Lothringen hatte. Leider kämpfte auch dieser Mann mit Nahrungsorgen; er war arm und konnte Düval nicht bey sich aufnehmen. Er drückte ihm bey dem Abschied einige Thaler in die Hand und gab ihm mehrere Lebensregeln auf den Weg, die ihm mehr als dieser Silberschafz nützten.

Noch hatte unser Wanderer keine Meile zurückgelegt, als ihm die Lust ankam, seine Baarschaft, die aus lauter kleiner Münze bestand, die Musterung passiren zu lassen; das erste Gebüsch

diente ihm zu seiner Zählstube. Indes er nun beschäftigt war, die einzelnen Geldstücke in seinen Hut zu zählen, tönte aus dem Gebüsch eine jammernde Stimme her, und sogleich stand ein Bettler vor ihm, der die Hand ausstreckte, und ihn beschwor, ihm von seinem Reichthume mitzutheilen. Aus Furcht und aus Mitleiden gab er ihm ein ansehnliches Geschenk, und der Bettler, damit sehr zufrieden, bot sich an, ihn bis ins nächste Dorf zu begleiten, wohin sie mit dem Anbruch der Nacht kamen. Nach einer sehr kurzen Mahlzeit versank Düval in der Scheune in den tiefsten Schlaf. Als er am andern Morgen erwachte, wunderte er sich, daß sein Nachbar sich schon auf den Weg gemacht hatte, ohne ihm Nachricht davon gegeben zu haben; aber sein Erstaunen nahm zu, als er bemerkte, daß auch seine ganze Baarschaft, bis auf einige Heller, die er in der Tasche besonders gehabt hatte, mit ihm fortgegangen war. Sogleich sprang er auf, um den Bettler zu verfolgen, ihn vor Gericht zu führen und zu verklagen. Mehrere Personen, die ihm auf seinem Wege begegneten, suchte er die Gerechtigkeit seiner Sache begreiflich zu machen, und forderte sie auf, ihm beizustehn. Aber zu kalt, um sich seines Unglücks mit Eifer anzunehmen, rietheñ sie ihm, seinen Verlust zu verschmerzen. Der Be-

I. Bändch. E

träger war nirgends zu finden, und Düval arm wie vorher, ging neuen Schmerzen entgegen.

Doch wie ist es möglich, alles zu erzählen, was unserm Freunde auf seiner mühseligen Laufbahn begegnete: er wanderte bald hier bald dorthin, wie er sich auf die ehrlichste Art fortzuhelfen wußte. Er ward wieder Hirt, Schäferknecht oder Handlanger bey verschiedenen Herren, die oft recht hartherzig mit ihm umgingen und ihn darum nicht selten zwangen, sich einen andern erträglichen Dienst zu suchen. Ich darf euch wirklich nur das Wichtigste aus seiner Lebensgeschichte ausheben, wenn wir sie beendigen wollen. Er näherte sich nach einigen Jahren einem Aufenthalte, wo er endlich für seine Thätigkeit, für seine Wißbegierde ein schönes fruchtbares Feld fand, in welchem ihm seine Ausfaat zur schönen Frucht gedieh. Ich hoffe, wir Können dem armen Hirten auch hier noch so manchen Vortheil ablernen. Verdiente er wohl ein besseres Schicksal?

Nur ein Blick noch in seine schöne Seele, und dann wandern wir mit ihm in die Einsiedelcy von Sanct Anna.

Einst saß er auf der Spitze eines Felsens, welcher über seine Hütte hervorragte, und über-
sah im heitern Morgenlicht die reizende Natur,

die sich bis zur blauen Ferne hin vor ihm in der Tiefe entfaltete; ein grüner Wiesengrund zu seinen Füßen, über dessen Ebene sich im raschen Laufe ein Fluß, reich mit Flüssen, Schiffen und Menschen bedeckt, ergoß; an beyden Seiten Hügelreihen und lachende Thäler mit Dörfern, Feldern und Hainen geschmückt. Die Strahlen der Morgenröthe weckten die muntern Säger des Waldes.

Wilhelm. Ja, so wie auf dem Hügel am Frühlingsfeste, nicht wahr?

Vater. So reizend war der Morgen, und Düval ward gerührt. Die lebhafteste Dankbarkeit durchdrang ihn bey dem Gedanken, daß dieser prachtvolle Schmuck der ganzen Schöpfung so ganz für das Vergnügen und den Nutzen der Menschen erschaffen sey. Viele traurige Erfahrungen hatten ihn belehrt, daß es auch manchen bösen Menschen gebe, der solche Wohlthaten nicht verdiente; und doch konnten auch die alle diese Herrlichkeit so unverdient genießen. Wie groß, dachte er bey sich selbst, muß die Güte des Gebers seyn — so groß wie seine Allmacht! Das waren die Empfindungen, welche die Natur in seiner Seele weckte, und welche den festen Vorsatz in ihm zur Reife brachten, nie dieser Güte und Liebe des Menschen zu

ters unwürdig zu seyn. Er hielt auch, was er hier feyerlich versprach.

Sechster Abend.

Die Einsiedelei von Sanct Anna.

Freund Düval war noch immer unstät und wanderte im Lothringer Lande umher; war bald hier bald da. Gerade jetzt ging er in einem Walde, durch welche die Straße nach Lüneville führte (jetzt im Depart. de la Meurthe), welches damals die Residenz des glänzenden Lothringischen Hofes war. Eine Lücke im Walde zeigte ihm das schimmernde Schloß in der Ferne; aber betrübt über die Ungewißheit seines Schicksals, wagte er es kaum anzusehen. Eine halbe Stunde vor der Stadt, gerade der Vereinigung zweyer Flüsse gegenüber, der Meurthe und Rejouze, liegt eine Einsiedelei, mit Namen Sanct Anna, an dem Abhange eines fruchtbaren Hügelß. Hierher, erzählte Düval oft in seinen älttern Tagen, hieher leitete die Vorsehung meine Schritte. Ich zeigte mich an der Thüre dieser Klausen, und wurde von dem Vorsteher der Eremiten, dem Bruder Martinian, dem ich durch ein Schreiben

von einem andern Mönche empfohlen war, als ein unterthäniges Mitglied im Kloster aufgenommen. Es hatte nur vier Bewohner, deren Jahre stufenweise bis zum Greisenalter stiegen. Die Bildung ihres Geistes erhob sich gar nicht über die des Landvolks der Gegend; ihre Sprache, ihr Anstand, ihre Sitten waren bäurisch, und ihr Geschäft nicht bloßes Bethen und Singen; sie trieben den Ackerbau mit Emsigkeit, und besaßen viel Güte und Treuherzigkeit. Ihr Leben war sehr beschwerlich; denn sie erfüllten die Gebote ihres strengen Ordens, neben ihrer Feldarbeit, mit der größten Pünctlichkeit. Auf dem bloßen Leibe trugen sie ein härenes Hemd und darum einen stacheligen Gürtel, in der größten Sommerhize, bey Nacht und Tage; sehr oft fasteten sie bey Wasser und Brot. Einige von ihnen schliefen, auch wenn sie krank wurden, auf dem bloßen Erdboden, im strengsten Winter den Kopf und die Füße unbedeckt; ein Holzblock war ihr Kopfkissen. Einer von ihnen, der es für das größte Verdienst hielt, sich jeden Genuß zu versagen, mischte unter seine Speise entweder Asche, oder begoß sie mit dem bittern Wasser, in welchem er die Weidenruthen, aus denen er Körbe verfertigte, eingeweicht hatte. Solche Gebräuche und Entfagungen waren ihnen ein sehr wichtiger Theil ihres Gottesdienstes; sie glaubten,

Das sey Gott angenehm; er würde sie nach dem Tode für alle ihre Leiden auf der Erde belohnen, und eine solche Denk- und Handlungsweise staunte damahls der rohe, sinnliche Haufe unter dem Nahmen der Frömmigkeit an.

Nur einer unter ihnen, der Bruder Paul, hatte ein wahrhaft gutes Gemüth; die Religion war bey ihm nicht Wortgepränge; sie hatte Einfluß auf seine Sitten, und hatte sein Herz und seinen Geist im Innersten gebessert; schon zwey und dreyßig Jahre lang lebte er im Eremitenstande, und hatte Gutes gethan, was er konnte. Er hatte den wohlthätigsten Einfluß auf Düval. Man übertrug diesem die Sorge für die kleine Heerde des Klosters, und ein Theil seiner Zeit wurde dazu bestimmt, sie auf die Weide in einen Wald zu treiben. Es waren sechs Kühe darunter, mit deren Hülfe die Eremiten zwölf Morgen Landes bebauten.

So war er wieder in seinen Hirtenstand getreten; laßt uns sehen, wie er ihn benutzte. Die erste Zeit, welche ihm von seinem Geschäfte übrig blieb, wendete er zum Schreibenlernen an. Einer der Greise zeichnete ihm die ersten Züge dieser sinnreichen Kunst, mit seiner abgelebten und zitternden Hand, vor; und er schrieb sie nach, Um den guten Alten nicht so oft zu belästigen,

ersann er sich ein eigenes Mittel. Eine Glasscheibe löste er aus seinem Fenster los, und zeichnete, indem er sie über die Vorschrift hinlegte, auf ihrer Oberfläche die nähmlichen Buchstaben nach, die ihm durchschienen.

Durch öftere Wiederholung dieses Kunstgriffs, erlangte er eine ziemliche Fertigkeit im Schreiben. Einst fielen ihm einige Bogen bedrucktes Papier in die Hände, die man zum Umschlage eines Buches gebraucht hatte. Welch ein Fund für unsern Düval, als er fand, daß eine Anweisung zur Rechenkunst darauf gedruckt war! Der größte Schatz konnte seinen Finder nicht so glücklich machen, als diese Entdeckung unsern Freund. Die Bogen wurden sorgfältig zusammengelegt, und begleiteten ihn mit auf die Weide und in den stillen Wald. Hier hatte er bald die Regeln der vier Species begriffen, und alle Exempel ausgerechnet. Welche Freude ihm das machte, könnt ihr nicht glauben! In seinen Wäldern suchte er sich einige zum Studiren so recht gemachte einsame Winkel, auf oder unter alten Bäumen, auf Moosfäßen und im dichtesten Gebüsch aus, und es geschah ihm oft, daß er einen Theil der schönen Sommernächte hindurch da seinen Betrachtungen nachhing. Die Ruhe und die tiefe Stille, welche die Nacht über die Erde verbreitete, deren Schweigen nur durch das win-

mernde wilde Geschrey der Uhus und das Ge-
 klaff der Füchse unterbrochen wird, hatte für ihn,
 wie für jede empfindende Seele, etwas unbeschreib-
 lich Großes und Majestätisches, das seiner Seele
 einen höhern Schwung gab und den Kreis ihrer
 Gedanken erweiterte. So saß er eines Abends an
 seinem Lieblingsplätzchen in der Grotte eines alten
 Steinbruchs, auf der Höhe des Waldberges; der
 Himmel war heiter und sternenhell, er trat heraus
 an die Öffnung der Grotte und betrachtete die
 Lichter, die über dem weiten Raume in den schön-
 sten Gruppen hingen. Er erinnerte sich im Kalen-
 der gelesen zu haben, daß die Sonne in gewisse
 Zeichen am Himmel träte, in den Widder, den
 Stier, die

August. Ach ja, in die zwölf Zeichen des
 Thierkreises.

Harald. Die Fische, der Wassermann, der
 Krebs, nicht wahr? was ist nur das?

Wilhelm. Das sind nur Bilder, unter de-
 nen man sich die Lage der Sterne denkt, damit
 man sie besser im Kopfe behalten kann. Siehe nur
 einmahl eine Sternkarte an, da wirst du gleich
 sehen, wie das eigentlich zu verstehen ist. Der Va-
 ter erzählte uns einmahl in der Geschichte, daß schon
 die ältesten Nationen, die Babylonier, Chal-
 däer und Ägypter sich viele Sterne unter

denselben Bildern dachten, die wir jetzt noch auf den Karten sehen. Sie lebten als Hirten auf ungeheuern Ebenen, hatten wenig zu thun, und mochten oft die heitern kühlen Nächte durchwachen, indes sie am heißen Tage schliefen. Sie hätten ja Thiere seyn müssen, wenn sie da nicht den Himmel betrachtet hätten; sie bemerkten große und kleine Sterne; sie sahen, daß sie am Himmel auf- und untergingen, wie die Sonne und der Mond. Sie konnten also darnach die Nachtzeit bestimmen; es mußte ihnen daran gelegen seyn, ihren Stand genau zu wissen. Da kam ihnen ihre Einbildungskraft zu Hülfe, und die Neigung der Orientaler, alles in Bildern zu denken. Der ganze Himmel wurde ihnen nun lebendig; sie wußten, wo jedes Bild und wo jeder Stern im Bilde stand. So lehrte uns auch der Vater die Gestirne am Himmel kennen, den prächtigen Orion und die Zwillinge.

Vater. Wenn ihr wollt, so können wir auch bald einmahl den Himmel genauer betrachten; dann sage ich euch mehr von den Bildern und vom Thierkreise. Duvall kam gleich auf den Gedanken, daß es vielleicht am Himmel Gruppen aus Sternen gäbe, welche thierische Figuren vorstellten. Zwar wußte er gar nicht, wie er sie finden sollte; indes beschloß er, sie zu suchen. Zu dem Ende suchte er eine der höchsten Eichen des Waldes aus, und

stochte sich auf ihrem Gipfel einen Sitz von Waldreben und Weidengerten, der von vorn ziemlich einem Storchennest ähnlich sah. Nun verging kein Abend, an dem er sich nicht auf sein Observatorium begeben hätte; auf einem alten Bienenkorb saß er da oben, im Gipfel der Eiche, und sah nach allen Himmelsgegenden, um die Gestalt eines Stieres oder eines himmlischen Widders zu erblicken.

F r a n z. Da hätte er wohl lange suchen können.

W a t e r. Er verzweifelte endlich selbst an seinem Unternehmen, denn nirgends fand er, was er suchte; vielleicht hätte er sein ganzes Vorhaben aufgegeben, wenn er nicht durch einen glücklichen Zufall richtigere Kenntnisse erlangt hätte, die ihn mit neuem Muthe belebten. Am Sanct Georgs-Tage, als gerade Jahrmart war, ward er nach Lüneville geschickt, und erblickte da eine Menge längs einer Mauer zum Verkauf ausgehängter Bilder. Darunter war eine Himmelskarte, worauf viele Sterne genannt und in ihrer verschiedenen Größe gezeichnet waren. Für diese Himmels-, für eine Erd-Karte und für die Abbildung der 4 Erdtheile, die darneben hingen, gab Düval sein ganzes Vermögen, 5 oder 6 Livres (keine drey Gulden) hin, nahm seinen Schatz in die Hände,

und rannte, brennend vor Freude, nach Hause. Nur wenige Tage vergingen, so kannte er alle Sterne und Sternbilder auf der Karte.

Aber um nun auch diese Sterne am Himmel auffinden zu können, dazu mußte er wenigstens einen Stern erst kennen, um nach diesem die Lage der andern zu bestimmen. Er hatte wohl sagen gehört, daß der Polarstern beynahе unbeweglich am Horizonte stehe, und durch seine Stelle den Nordpol bezeichne. Wie aber den Nordpol finden? Zum Glück hatte einer der Paters eine Sonnenuhr mit einem Kompaß, und ließ sie unserm Astronomen. In voller Freude über eine so wunderthätige Nadel, lernte er gleich die Weltgegenden und die Windstriche kennen, welche darauf verzeichnet waren. Um die Höhe des Polarsterns zu finden, sah er nach Norden hin, und wählte sich einen Stern von ziemlicher Größe, dem er allenfalls zumuthete, daß er der Polarstern seyn könnte. Ihm gerade gegenüber bohrte er sich ein Loch in einen hervorstehenden Baumast, und sah ihn beständig dadurch an. Nun sprach er so mit sich selbst: „dieser Stern ist entweder beweglich oder unbeweglich; ist er dieses, so muß ich ihn immer durch das Loch sehen können, und ich habe gefunden, was ich suchte; ist er aber beweglich, so werde ich ihn bald durch den fest-

„stehenden Ast nicht mehr sehen, und dann will ich
„meinen Versuch mit einem andern Stern machen.“
Wirklich mußte er den Versuch wiederholen, aber
sein Bohrer zerbrach; das zwang ihn ein anderes
Mittel zu erfinden. Bald hatte er ein besseres; aus
einer starken Hollunderöhre stieß er das Mark aus
und hing sie mit einem Bindfaden, wie ein Per-
spective, an den höchsten Ast seiner Sternwarte auf.

So konnte er ganz bequem die dunkle Röh-
re auf jeden Stern gegen Norden hin richten, und
dadurch seine Bewegung beobachten. Endlich fand
er den Polarstern, und nun wurde es ihm leicht,
die meisten übrigen Sternbilder nach seiner Karte
aufzufinden. Welche Freude, im Kampfe mit so
vielen Hindernissen doch endlich zu siegen!

Am Himmel war er nun so ziemlich zu Hau-
se; aber den Planeten, den er selbst bewohnte,
kannte er dafür auch noch gar nicht. Das fiel ihm
auf einmahl so recht lebhaft ein. Von Afrika, von
Asien, von Aegypten und dem gelobten Lande,
von Jerusalem, von Rom hatte er wohl schon
manches gehört, aber von der Lage aller dieser Or-
te und Länder wußte er auch nicht das Mindeste.
Woll Neugierde nahm er seine Weltkarten zur
Hand; denn andere Mittel hatte er nicht, die Geo-
graphie zu studieren.

Aber was sind denn das für eine Menge Linien und Kreise, sagte er zu sich selbst; wozu sind denn die da? Er meinte die Mittagslinie, die Parallelzirkel und den Äquator. Tausend Muthmaßungen hatte er nun wieder, um herauszubringen, was die 360 weiß und schwarzen Fleckchen bedeuten möchten, in welche die Mittellinie getheilt war.

Edward. Gewiß die Grade auf den Äquator, von denen jeder 15 Meilen groß ist.

Water. Was sollte aber Düval daraus machen? Er war doch so klug, sie für ein Maß zu halten; glaubte, daß jedes eine Meile bedeutete, und schloß daraus, ohne Bedenken, die Erde habe 360 Meilen im Umfange.

Wilhelm. Ach, da hat er sich recht betrogen; hat sie nicht 5400?

Water. Ja freylich. Düval sah auch bald seinen Irrthum ein; denn einer der Klausener, welcher in Kalabrien gewesen war, setzte ihm einigen Zweifel entgegen, weil er 360 Meilen durchwandert habe, um nach der Südspitze Italiens zu kommen, ohne zu bemerken, eine Reise um die Welt gemacht zu haben. Wie traurig das den Erfinder dieser Meinung machen mußte, läßt sich leicht denken; denn nun konnte er sich gar keine Erklärung von dem ganzen Wirrwarr von Linien geben. Er ward ganz muthlos, und hätte vielleicht sein geo-

graphisches Studium ganz aufgegeben, wenn ihm nicht wieder ein Gang nach Lüneville aus der Verlegenheit gerissen hätte. Er fand bey einem Gärtner ein kleines geographisches Büchlein, das ihm dieser auf sein Bitten lieh. Auf der Stelle durchblätterte er es mit brennender Ungeduld; auf dem ganzen Rückwege nach der Einsiedelei war er ins Lesen vertieft, und als er vor der Pforte ankam, hatte er schon die Größe der Grade berechnet, und die Benennung und den Nutzen der Linien kennen gelernt. So brennend war sein Eifer für dieses Studium, daß er sich sogleich aus rund gebogenen Haselstäben eine Erdkugel machte, worauf er mit seinem Messer die Grade der Länge und Breite bemerkte. Eine Kugel von Thon stellte den Mittelpunkt vor, und ein breiter Kreis von Holz, durch drey Stäbchen unterstützt, den Horizont der Erdkugel.

Von nun an that Düval, ohne seine fünf Karten unter dem Arm, auch nicht einen Schritt mehr in den Wald. Er breitete sie um sich auf der Erde aus, und durchwanderte alle Länder, wenn er sie erst nach dem Compasse in ihrgerichtige Lage gebracht hatte. Bald reisete er in Gedanken an den Küsten der Erdtheile umher, und besuchte alle Inseln und Meere; bald ging er durch die Mündungen der Flüsse in das innere Land, von einer Haupt-

stadt zur andern. Alle Nahmen lernte er mit der größten Leichtigkeit, und bald war er auf seinen Karten so zu Hause, wie in dem Walde der Einsiedeley zu Sanct Anna. So sehr beschäftigte ihn die Geographie, daß er selbst des Nachts, um diese Zeit, fast immer von ihr träumte.

Sie war es aber auch vorzüglich, die ihn zum ersten Mahle auf seine große Dürftigkeit aufmerksam machte; denn ach, wie gerne hätte er sich nun noch einige Karten und dieses oder jenes Buch zum Weiterlesen angeschafft! Er ließ es nicht beym bloßen Wünschen bewenden! Bald hatte er ein Mittel gefunden, sich Geld zu verschaffen. Allen Thieren kündigte er den Krieg an, um von ihrem Fleische und Pelze sich Bücher und Landkarten zu kaufen. Ein Erzjäger wurde er nun; wie viele Hasen fing er nicht in Schlingen; wie lauerte er den Füchsen, Mardern und Iltissen auf; selbst die Vögel und die Fische waren vor seinen Nachstellungen nicht sicher. Dicht vor seinem Fenster floss ein Bach vorbey, und weil er bey Tage darin zu angeln keine Zeit hatte; so stellte er des Nachts durch das Fenster eine Angel dabey auf, und richtete sie so ein, daß sie beym ersten Zucken, wenn ein Aal in die Angel gebissen hatte, an einem Schellchen klingelte, welches an seinem Bette hing. Sobald ihm nun dieses aus dem Schlase weckte, sprang er auf,

nahm den Fisch von der Angel ab, und stellte sie von neuem auf. Einmahl wurde er im Walde von einer großen wilden Raube, die er, ihres prächtigen Balges wegen, bis in einen hohlen Baum verfolgt hatte, jämmerlich zugerichtet. Sie sprang ihm wüthend in die Haare, und zerfleischte ihm den Nacken, er riß sie an den Hinterbeinen vom blutenden Kopfe, und zerschmetterte den ihrigen an einem Baume. Stolz auf seinen Sieg, hing er die Beute auf seinen Stab, und zog so nach Hause. Die Eremiten erschrakten bey dem blutigen Anblick; er machte sich aber gar nichts daraus, und freute sich nur über den Balg seines kleinen Europäischen Tigers.

So gut ging seine Jägerrey von Statten, daß er sich nach einigen Monathen ein Kapitälchen von einigen dreyßig Thalern erworben hatte. Mit dieser Summe rannte er nun nach der Stadt Nanc*ie*, um sich dafür Bücher einzukaufen.

Unter andern nahm er sich auch eine Übersetzung von Plinius Naturgeschichte, von Livius Römischer Geschichte, und noch einen hohen Stoß von Büchern und Karten, unter deren Last er manchen sauern Schweißtropfen vergoß; denn er mußte sie auf seinem Rücken, fünf Meilen weit bis in seine Einsiedeley tragen. Nun hätten ihr aber auch sehen sollen, wie er seine Rolle in der Einsiedeley mit allen seinen Herrlichkeiten austapezierte.

Die Wände wurden mit Bildern und gemahlten Landkarten bekleidet, und weil nun in dem kleinen Stübchen kein Platz mehr für die Himmels- und Stern-Karten übrig war; so klebte er diese an die Decke über seinem Bette an, so daß er gar nicht mehr erwachen konnte ohne den gestirnten Himmel zu sehen.

Aber Kinder, schon ist es spät; der Himmel ist heiter, wollen wir jetzt noch einmahl den gestirnten Himmel betrachten?

Siebenter Abend.

Düval, der Schwarzkünstler, erscheint bei Hofe.

Vater. Seyd ihr begierig zu erfahren, was aus Düval weiter wurde, so gebt Achtung; sein Schicksal entwickelt sich immer mehr. Bis her war er mit seinen frommen Klosterbrüdern alle Tage sechs Mahl in die Kirche zum Gesang und zum Gebethe gegangen, und sie hielten ihn darum für einen frommen Hirten. Nun aber, da er so viel zu lesen und zu lernen hatte, blieb er öfter bey seinen Arbeiten und erschien nur ein oder zwey Mahl des Tages, so oft es ihm sein Gewissen zur Pflicht

machte. Da schüttelten die alten Männer ihre Köpfe und langen Bärte. Vorzüglich einer von ihnen, der glaubte, daß es bloßer Stolz sey, welcher den Menschen zum Lernen verleiten könnte, damit er auch über vieles zu sprechen hätte, nahm es dem Hirten sehr übel, und ermahnte ihn sehr ernstlich, alle menschlichen Wissenschaften zu vergessen, und nur in Demuth fromm zu seyn, zu singen und zu bethen.

Wilhelm. Ich glaube man könnte fromm seyn und doch auch recht viel dabey wissen; nicht wahr, Vater?

Vater. Sicher, mein Sohn! wer seinen Verstand am meisten ausgebildet hat, kann ja freylich eben so fromm seyn, als ein anderer. Denn wer ist denn wohl fromm; nicht wahr, wer tugendhaft handelt, weil er weiß, daß das der Wille des guten Vaters im Himmel ist?

Wilhelm. Die Mönche glaubten aber, das viele Bethen und Singen und Fasten mache fromm. Das that Düval freylich nicht; er war ja aber sonst so gut.

Vater. In den Augen der Eremiten war Düval freylich nicht mehr fromm. Diese gutmüthigen, aber einfältigen Leute hatten auch gar sonderbare Begriffe. Sie verwechselten den äußern Menschen mit dem innern; die Ceremonien bey

Gottesdienst mit Gottesverehrung, die in Gesinnungen und Handlungen, aber nicht in bloßen Gebräuchen besteht. Kurz, der graubärtige Eremit hörte nicht auf, seinen Kopf zu schütteln, und da er gar sah, daß Düval von Tage zu Tage noch eifriger im Studiren wurde: so ward er ganz neugierig zu wissen, was er denn eigentlich nur immer machte. Düval, der dieß merkte, schloß nun wohl seine Thür immer hinter sich zu; dennoch fand der Pater einmahl Gelegenheit, während seiner Abwesenheit hineinzudringen. Da stand nun der abergläubische Mann vor der wunderbaren Erdkugel aus Haselstäbchen; daneben stand eine Art von Himmelskugel aus Pappe, mit vielen schwarzen und bunten Kreisen, auf dem Tische; kein Wörtchen verstand er davon, was das bedeuten möchte. An der Wand hingen Winkelmaß, Holzzirol, mehrere Bogen weißes Papier mit mathematischen Figuren bezeichnet; ein Proportionalzirkel; an der Decke Karten mit Kreisen und Sternen. Kurz, das Ganze kam dem einfältigen Pater so schrecklich vor, daß er glaubte, in dem Laboratorium eines Schwarzkünstlers zu seyn, der mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde stände.

Was ihn noch mehr in seinem einfältigen Glauben bestärkte, war eine große Karte von dem berühmten Astronomen Tycho Brahe, die voll

astronomischer Figuren und Rechnungen war, und folgenden Titel hatte, der mit großen Buchstaben darüber stand:

Calendarium naturale magicum, pleraque Astronomiae arcana complectens.

Nun ihr keinen Lateiner, wer übersetzt?

Wilhelm. Natürlicher magischer Kalender, der viele astronomische Geheimnisse enthält.

Pater. Recht so! das Wort magicum verrückte dem armen Mann den Kopf; denn die Magiker (oder alten Magier) hält man für Zauberer, und nun konnte er sich nicht mehr halten. Sogleich machte er sich auf den Weg zum Pater Barnabas in Lüneville, welcher der Vorgesetzte der Eremitage war. Er machte ihm eine so schreckliche Beschreibung von der Kammer; seine Furcht und seine Einbildungskraft setzte zu alle den Zauberdingen so viel hinzu, daß der Pater sich wirklich entschloß, sogleich nach Sanct Anna zu gehen, um zu sehen, was eigentlich an der Sache wäre.

Anfangs stuzte er freylich über alles, was er da sah; denn ein solches Museum hatte er in der Stube eines Hirten nicht vermuthet; kaum hatte er alles genauer besehen, so mußte er recht herzlich lachen über die dumme Einfalt des Pater Anton. Er ermunterte Düval, in seinem Fleiße fortzufahren, und beruhigte den Eremiten. Indeß

ließ sich dieser nicht so leicht zu recht weisen; als er sah, daß Düval in seinem Studium doch fortfuhr, und sich selbst im Freyen nie ohne Buch oder Karte in der Hand sehen ließ, so drohete er, sie ihm wegzunehmen und zu zerreißen.

„Das würde euch gewiß gereuen!“ antwortete Düval, der in dem Augenblicke an den Verlust seines größten Schatzes dachte, der ihm so manche saure Mühe gekostet hatte. Aufgebracht über diese Widerspenstigkeit, wollte er Düvaln eine Ohrfeige geben; das erweckte aber dessen Stolz und Muth. Zornig und entrüstet, wie zum Kampf, stellte er sich dem Pater entgegen; als dieser aus allen Kräften seine Amtsbrüder zu Hülfe rief, und diese auf ihn eindrangten: so ergriff er eine Kohlenchaufel, die eben da stand, jagte sie alle zur Thür hinaus, und verschloß sich allein in das Haus. Das ging nun in unbegreiflicher Eile vor sich, noch ehe der Vorsteher herbykommen konnte. Düval erzählte ihm durch das Fenster den tumultuarischen Auftritt; mit der größten Gelassenheit ward er angehört. Der Vorsteher gab den beyden Urhebern des Streits ihre Verweise, wie es sich gehörte, und verlangte nun die Thüre zu öffnen. Ihm war es um die Sicherheit seiner Bücher zu thun; er schlug daher eine Kapitulation vor, und betheu-

erte, daß er auch das Äußerste zu wagen entschlossen sey, wenn sie nicht eingegangen würde.

Der erste Vergleichungspunkt war, das Verlassen und Vergehen alles Vorgefallenen.

Der zweyte, daß man ihm täglich zwey Stunden zu seinen Studien, ausgenommen wäh- rend der Ernte-, Saat- und Weinlese-Zeit, zubugestehen sollte.

Im dritten machte er sich anheischig dem Kloster zehn Jahre lang mit allem erdenklichen Eifer, mit aller Ergebenheit, ohne Gehalt, bloß für Nahrung und Kleidung, zu dienen.

Was sagt ihr zu dieser Kapitulation? zeigt sie uns Düval nicht von einer recht lebenswürdigen, uneigennütigen Seite? Kaum war sie genehmigt, so öffnete er die Pforte der Klausel, und erlaubte den Eremiten, wieder von ihrem Eigenthum Besitz zu nehmen. Er ruhte aber nicht dabey; den Vergleich schrie er auf, und damit er nie verletzt werden könnte und jeder Theil sein Recht behielt, drang er darauf, daß er bey einem Notarius unterschrieben und mit dem Pertschaft untersegelt würde.

Welche Wonne für unsern Freund, nun so ruhig seinen Neigungen leben zu können; wie wird er nun die so theuer erkaufte Zeit benutzt haben!

Er erwarb sich ganz in der Stille eine große Menge von Kenntnissen, und bildete seinen Verstand durch beständiges Denken über das, was er las.

Als er eines Tags seine Heerde längs dem kleinen Flusse hinführte, der bei Lüneville fließt, wurde er mehrere niedliche Schiffe und festlich geschmückte Gondeln gewahr. Viele vornehme Herren gingen darauf herum, und er hörte, daß sie jenseits, in einigen großen aufgeschlagenen Zelten, ihr Mittagsmahl einnehmen wollten. Einer dieser Herren, welcher auf dem ersten Schiffe war, und sich durch seine einfache Kleidung und Würde vor allen andern auszeichnete, war ihm vorzüglich auffallend. Duv al hatte ein großes Futteral mit allen seinen neuen Landkarten bey sich, als das Schiff gerade an dem Orte landete, wo er stand. Der Herr betrachtete ihn aufmerksam und fragte: was er unter dem Arm trüge? Monsieur, antwortete er ihm, es ist mein Atlas. Nun ward der Herr noch aufmerksamer, fand vieles an dem Manne seltsam, und wußte gar nicht, was er dazu sagen sollte. Um sich noch besser mit ihm zu unterhalten, befahl er ihm, sich zu einer bestimmten Stunde am Ufer des Flusses einzufinden, wo er von einem seiner Leute vor ihn geführt werden sollte.

Als Duv al nachher hörte, daß dieser Herr, der Herzog von Lothringen, sein Landesherr selbst

sey: so wurde er, weil er ihn nicht ehrerbietig genug behandelt zu haben glaubte, so bestürzt, daß er wirklich willens war, davon zu laufen, und sich in dem tiefen Wald zu verstecken. Aber in demselben Augenblicke, als er diesen sonderbaren Entschluß ausführen wollte, landete das Fahrzeug, das ihn über den Fluß zum Fürsten zu bringen, bestimmt war.

Düval trat jetzt unter das Zelt, in den Kreis der hohen Versammlung, und näherte sich dem Regenten in der größten Furcht und mit Zittern. Wir wissen, welche Ehrfurcht Düval von jeher vor den Fürsten hatte, und nun trat er zum ersten Mahle in seinem Leben, im Bauernkittel, vor einen Landesfürsten, von dem er schon so viel Vortreffliches gehört hatte. Vor lauter Zittern und Zagen ließ er von der einen Seite seinen Hut, von der andern sein Futteral mit den Landkarten fallen, und wußte nicht ob er knieend oder stehend mit ihm sprechen sollte. Der Herzog bemerkte das wohl, sprach ihm Muth zu und that verschiedene Fragen an ihn. Anfangs beantwortete er alle mit niedergeschlagenen Augen, als er aber merkte, daß seine Antworten nicht mißfielen, da wagte er, zuversichtlicher mit ihm zu sprechen. Vorzüglich befragte ihn der Fürst darüber, warum er Geographie studierte. Düval versicherte ihm, daß

das Vergnügen, welches er genösse, wenn er auf der Karte die Lage der verschiedenen Länder sähe, und durch die Geschichte die merkwürdigsten Begebenheiten davon kennen lerne, die einzige Ursache dieser Beschäftigung sey.

Der Fürst drehte sich nun zu seinem Nachbar, und sagte ihm, daß es doch Schade sey, einen solchen Menschen in seinem verborgenen Stande zu lassen, und daß er wohl etwas Vorzügliches in den Wissenschaften leisten könne, wenn man ihn auf die hohe Schule schickte; darauf sagte er zu dem Hirten lächelnd: die Geographie ist eine angenehme und nützliche Wissenschaft, und ihr thut wohl, euch darauf zu legen.

Duval war von des Herzogs Beyfall, der ihm so viel Muth einflößte, ganz entzückt; allein der größte Theil der Tafelgäste war ihm nicht so gewogen. Sie wußten allerley Einwürfe zu machen, und einer sogar sagte ihm gerade zu, die Vorsehung habe ihn nun einmahl in dem Bauernstand geboren werden lassen, um durch Handarbeit seine Fähigkeiten zu zeigen, und nicht um sich mit gelehrten Untersuchungen, die sich gar nicht für ihn schickten, zu vergnügen. Mit sehr geziertem, bössartigen Wesen setzte er noch hinzu: und wenn Ihr wirklich dabey bleiben wollt, den Absichten Gottes entgegen zu handeln und weiter aufzustei-

gen, als es Euer Stand erlaubt, so wird man Euch wohl noch einmahl in ein Narrenhaus bringen müssen.

Auf diese erbärmliche Gesinnung, die, wie ihr leicht denken könnt, unsern Düval nicht wenig entrüstete, antwortete er dem Hösling mit einer Stimme, die seine Bewegung verrieth: „Mein Herr! belieben sie den Hügel zu betrachten, auf welchem die Einsiedeley von St. Anna steht; ich zweifle sehr, ob Sie in Ihrer ganzen Herrschaft einen fruchtbarern Fleck besitzen. Jenen Weinberg, jenes Kornfeld, jene gerade gezogenen Bäume habe ich zu besorgen. Bemerken Sie jene Baumschule voll junger fruchttragender Stämme, ganz gemacht, die leeren Stellen wieder auszufüllen, die Zeit und Witterung in unsern Pflanzungen hervorbringen können, und ich bin's, unter dessen Aufsicht sie steht. Beweis genug, daß ich, wenn ich auch bisweilen in Büchern blättere, doch auch das Grabsteint und den Rechen zu führen weiß. Ubrigens hat man mir noch nie gesagt, daß Vergnügungen des Geistes mit Handarbeiten unvereinbar sind.“

W i l h e l m. Das war eine herrliche Antwort für den stolzen Herrn.

F r a n z. Ich wäre gewiß noch hitziger geworden; ich hätte es ihm nicht so hingehen lassen.

W a t e r. Ja, das glaube ich wohl, daß ihr es alle anders gemacht haben würdet; aber Düval hat eine wahrhaft männliche Antwort gegeben, voll Kraft und Würde ohne Spott und Zorn; und darum that sie auch ihre Wirkung; der vornehme Herr wurde feuerroth und schwieg still. Doch hinderte das einen andern Herrn Schwätzer nicht, gerade heraus zu behaupten: es sey nicht natürlich, daß er sich ohne Erziehung mit solchen höhern Dingen abgebe; er müsse ein Entlaufener seyn, der aus Eigensinn oder Liederlichkeit ein Gymnasium verlassen habe, um nach seinen Wünschen und sonderbaren Einfällen leben zu können.

Düvals gesunder Menschenverstand wußte sich auch in dieser Verlegenheit leicht zu helfen: „Ein so für das Studieren leidenschaftlich eingenommener Mensch als ich, wird keiner Lehranstalt entlaufen; wahrlich, ich würde im Gegentheil alles Mögliche versuchen, um in eine zu kommen. „Uberhaupt, mein Herr! ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß ein zügelloser Jüngling in der Absicht sein unordentliches Leben fortzusetzen, sich in eine ruhige Einsiedelei begibt, und da mehrere „Jahre lang aushält.“

Man fand seine Antworten auch nicht widerleglich, zumahl da er seine Einsiedler vor Sanct

Anna zu Zeugen aufrief. Sie wurden befragt, und ihre Aussagen setzten die vornehmen Tadler in kein kleines Erstaunen; demungeachtet wußten sie noch vieles zu ihren Behauptungen hinzu zu setzen. Sie mußten schon einen recht verschrobenen Sinn haben, daß sie nicht die Wahrheit begriffen, die D u v a l sagte; kurz, es war ihnen unbegreiflich, daß ein so gemeiner Mensch, wie sie sagten, sich's einfallen lassen konnte, die Wissenschaften zu treiben. Und daß das nicht in der Ordnung sey, schien ihnen am Tage zu liegen; kurz — sie verloren sich ins Gespräch, und keiner dachte mehr des herrlichen, bidern Hirten.

Gedemüthigt und erbittert durch die hirnlosen Reden dieser Höflinge, wußte er sich kaum zu fassen. Aber seine Bescheidenheit, merk's Kinder, seine Bescheidenheit siegte über ihn. Er glaubte, weil diese vornehmen Herren einen so großen Unterschied zwischen seiner Denkungsart und seinem Stande mißbilligten, so könnte bey ihnen wohl kein solches Mißverhältniß seyn, und ihre Fähigkeiten und Kenntnisse müßten ihrer hohen Geburt wohl angemessen seyn.

Er trat also näher hinzu, um ihren eifrigen Gesprächen zuzuhören; denn er glaubte, von ihnen noch recht viel wichtige Dinge über die Wissenschaften und Künste lernen zu können.

Fünf bis sechs Kammerherren, Baronen und andere Hofkavaliere waren eben in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen, so daß Düval jedes Wort verstehen konnte. Anfangs traute er kaum seinen Ohren; denn es war von nichts weniger, als von einer Parforcejagd die Rede, auf der sie vor einigen Tagen manches schöne Thier zu Tode geritten hatten; dann kamen sie auf die Eigenschaften eines Pferdes, das einer der Herren gekauft, und schon versucht hatte.

Sie konnten über eine gar wichtige Sache nicht einig werden: ob das Thier ein Rothfuchs oder ein bloßer Fuchs wäre, und nun wurden die Füße, die Hufe, der Schweif und der Kopf so gelobt und herausgestrichen, daß man für die edle Schönheit einer antiken Natur sicher kein größeres Lob hätte finden können.

Doch auch hierbey verweilten sie nicht lange; andere sprachen vom Wein, und noch andere vom Kartenspiele, das sie jeden Tag, wie sie sagten, ergökte, als an der andern Ecke des Tisches sich ein lauter Streit zwischen einem englischen Lord und einem Hofcavalier ganz in der Nähe des Herzogs entspann. Ein Paar Bedienten hatten nicht gleich die Befehle des Herzogs ausgerichtet, und sich daher einen gerechten Verweis von ihm zugezogen. Der Hofcavalier, der seiner

Durchlaucht seine allertiefste Unterthänigkeit zu verstehen geben wollte, ward darüber ganz wie erbittert, und sagte in der Folge des Gesprächs, als der Engländer die Bedienten entschuldigte: die Könige und Fürsten könnten befehlen, was ihnen gefiele, und ohne Ausnahme müsse man ihnen auf der Stelle gehorchen. Der Herzog, den dieser entscheidende Einwurf selbst aufmerksam gemacht hatte, fragte ihn: „wie aber, mein Herr, wenn Ihnen ein König befähle, was Ihnen Gott und „das Gewissen ausdrücklich verbiethet; würden Sie „es thun?“ Ja Monseigneur, antwortete der Schmeichler mit frecher Stirne, denn Gott hat mich nicht zum Richter über die Handlungen des Regenten bestellt, und es geziemt mir nicht, seine Befehle zu untersuchen.

Das war zu viel für D'vals zartes Ohr; unbemerkt zog er sich mit seinem Landkartensuttermal aus dem Gewühl zurück, ärgerte sich über die elenden Schmeichelzungen bey Hofe und war voll Unmuth über das Vergnügen, das diese Herren über so kleinlichen Dingen haben konnten, die ihm von jeher so gemein vorgekommen waren, und von denen er nicht begreifen konnte, wie sie die Seele eines vernünftigen Menschen so ganz ausfüllen möchten.

Leicht vergab er ihnen nun ihre abgeschmackten Reden; denn er merkte wohl, daß sie nie den süßen Genuß gekostet hatten, den die vertrautere Bekanntschaft mit den Wissenschaften gewährt.

Franz. Du armer Düval, wie hast du es doch verschuldet, daß es dir immer so unglücklich unter den Menschen gehen muß! wärest du doch nie an den Hof, unter solche verkehrte Menschen gerathen!

Wilhelm. Ich glaubte schon, sie würden vor Freude nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollten, und nun kehrt er schon wieder zu den einfältigen Eremiten zurück.

Vater. So geht es, Kinder! gar oft in der Welt; unsere schönsten Hoffnungen verschwinden in ihr Nichts; aber der Vater im Himmel lenkt alles zum Guten.

Achter Abend.

Düval zum zweyten Mahle am Hofe.

Vater. Kommt, ihr Lieben, laßt uns unsern Düval auf seinem Rückwege zur Einsteckley aufsuchen. Er kehrte zufrieden mit seiner einfachen Lage zurück in seine Zelle, und läßt sich durch

nichts von seinem rechten Wege abführen; er wollte ja nicht glänzen, also war er nur betrübt über die Menschen. Aber bald hätte er auch alle Hofleute verachtet; als er beim Überfahren über einen Fluß eben in den Kahn steigt, kommt ein herzoglicher Bedienter, und drückte ihm in des Fürsten Nahmen, geheimnißvoll zwey Louisd'or in die Hand. Ein Paar Tage darauf erfuhr er zufälligerweise, daß vier Louisd'ore für ihn bestimmt waren, daß dieser Elende aber zwey davon für sich behalten hatte.

Alle. O das ist abscheulich!

Water. Ein wahrer Schurkenstreich! Indes dankte Düval dem Geber, und benutzte das Geld sogleich, seine Bibliothek zu vergrößern. Mit dem größten Eifer, den dieses widrige Ereigniß mehr anfeuerte als schwächte, setzte er seine Studien fort.

Noch war kein volles Jahr verfllossen, als er im ein und zwanzigsten Jahre seines Lebens stand. „Ich befand mich, — so erzählt er selbst — im Jahre 1717 den 13ten May, gegen 4 Uhr Nachmittags, mit meiner Heerde im dem Gebüsche eines Thals, nahe an der Einsiedeley. In einen elenden leinenen Kittel gekleidet, meine Füße in plumpe Holzschuhe eingeengt, mein schwarzes Haar mit einem alten, durchlöcherten Hut be-

deckt, lehnte ich, unterm Arm einen Atlas in groß Folio, Theatrum Geographiae veteris betitelt, und in der Hand einen Band mit mathematischen Abhandlungen, eben an einer Eiche, mit gesenktem Kopf und einem Finger an den Lippen, ganz in der Stellung eines Nachdenkenden, als ein wohlgekleideter Mann einen Fußsteig verließ, auf mich zuging, und mich fragte, ob ich ihm nicht irgend ein Vogelnest zeigen könnte; es würde den jungen Prinzen auf ihrem Spaziergange im Walde Freude machen. Da ich eins nur ein Paar Schritte von meiner Stelle wußte, so zeigte ich es ihm, und kehrte an meinen alten Posten zurück. Kaum war ich wieder da, so ging der Graf von Vidampiere, erster Kammerherr und Gouverneur der Prinzen von Lothringen, an mir vorüber. Ich reizte seine Aufmerksamkeit, er rief mich zu sich. Mein Äußeres setzte ihn in Verwunderung: „Was habt Ihr hier?“ sagte er in einem trocknen Tone.

„Mein Herr, eine Sammlung Landkarten aus der alten Geographie, und in diesem Buche befinden sich verschiedene mathematische Abhandlungen.“

Bei dieser Antwort ward er freundlich und heiter. „Aber was macht ihr mit solchen Dingen in gegenwärtiger Lage?“ fragte er weiter.

„Der Band mit mathematischen Abhandlungen enthält geometrische Aufgaben, die ich zu begreifen suche, und die Karten zeigen mir die Orte, die in der Geschichte berühmt geworden sind.“

„Das ist sonderbar; laßt mich Eure Karten sehn.“ Ich gab sie ihm; er machte sie auf, und es fiel ihm gerade eine Karte von Attica, Botion und einem Theil des Peloponnes in die Hand. Fast alles, was er mich darüber fragte, wußte ich genau zu beantworten, so daß er sich darüber verwunderte, unter einem Bauernkittl eine Art von Gelehrsamkeit anzutreffen. Er gab mir den Atlas zurück, und ging sogleich zu den jungen Prinzen und ihrem Lehrer, dem Herrn Baron von Pfützschner, die sich in einem schattigen Eichenwalde, bei der Einsiedeley vergnügten. Seine Erzählung erregte ihre Aufmerksamkeit, und es dauerte nicht lange, so war ich von der ganzen vornehmen Gesellschaft umringt.“

„Biederley Fragen der Neugierde hatte ich zu beantworten; aber vorzüglich der Herr von Pfützschner suchte mich durch seine tiefen Blicke zu erforschen, und nach einigen Augenblicken fragte er mich:

„Wie könnt Ihr bey so rohen und unwissenden Leuten, wie eure Eremiten sind, leben? Seyd ihr

mit eurer gegenwärtigen Lage zufrieden? würdet ihr sie nicht gerne verlassen, wenn euch die Vor-
sehung eine bessere darböte?"

„Es ist wahr, die Einsiedler bekümmern sich um die Kenntnisse, welche ich mir zu erwerben suche, sehr wenig; aber dafür zeichnen sie sich durch ihren frommen Lebenswandel, der ihr Beruf ist, aus. Sie sind dabey im Ackerbau, der sie nährt, sehr geschickt. Es ist nun das fünfte Jahr, daß ich glücklich und ruhig mit ihnen lebe, und ich bin so zufrieden mit meinem Dienste, daß man mir einen bei einem Fürsten anbieten könnte, ich nähme ihn nicht an. Es müßte denn seyn, daß ich da unaufhörlich lesen und studieren könnte, das wäre, mein Herr! der einzige Reiz, der mich verleiten könnte, meine Einsamkeit zu verlassen.“

Diese seltene Offenheit und Freymüthigkeit setzte alle in Erstaunen, und machte auf den Baron von P f u r z s c h n e r einen tiefen Eindruck. Ein Prinz griff mit der größten Lebhaftigkeit nach einer Karte, so daß der Rand zerriß. „Mein Herr! — rief der Hirt in einem ernstern und heftigen Tone — sehen Sie, Sie haben da meine Karte zerrissen; nehmen Sie mir um's Himmels-
willen die übrigen in Acht!“ Der Graf beruhigte ihn, er sollte sich keinen Kummer darüber machen, er sollte etwas bekommen, womit er sich

bessere Karten verschaffen könne; und das geschah auch in der That.

„Die Sonne sank; die Gesellschaft verließ mich, und so endigte sich der wichtigste Tag meines Lebens. Die Eremiten prophezeiten mir sogleich wichtige Dinge. Pater Paul stand als ein Prophet auf, und sagte mir so ernsthaft Lebewohl, als wenn ich schon im Begriffe stände, ihn zu verlassen; zugleich bat er mich, nie den Zufluchtsort zu vergessen, in welchem die Vorsehung mein Glück bewirkt habe.“

„Am vierten Tage suchte mich ein Kammerdiener vom Hofe in dem Garten der Einsiedelei auf, und sagte mir: einer der Herren, die mich letzthin ausgefragt, habe eine Zuneigung zu mir gefaßt, und sey entschlossen, mir Gutes zu thun. Wenn ich nun an den Hof kommen wollte, so möchte ich mit ihm gehen.“

„Will er mich vielleicht in seine Dienste nehmen? Wenn das ist, so gehen Sie, mein Herr! ich bitte Sie, nur immer wieder nach Hause, und sagen Sie dem Herrn, ich sey ihm sehr verbunden und mit meiner gegenwärtiger Lage vollkommen zufrieden.“

„Nein, nein, seine Güte erstreckt sich weiter als Ihr glaubt; seine einzige Absicht ist, Euch

studieren zu lassen, und alle Bücher zu verschaffen, die ihr dazu nöthig habt."

"Wenn es so ist, dann bin ich bereit, mit Ihnen zu gehen."

Der Baron von P f u t z s c h n e r wohnte in einem Flügel des Schlosses; er nahm D ü v a l sehr freundlich auf, bestätigte alles, was der Kammerdiener gesagt hatte, und hieß ihn, wenn er es zufrieden wäre, in die Einsiedelei zurückkehren, um von den Eremiten Abschied zu nehmen; er wolle indeß eine Wohnung neben der seinigen zubereiten lassen.

"Bey meiner Rückkehr — so fährt D ü v a l in seiner Lebensbeschreibung fort — in meine geliebte Einsiedelei, brauchte es nur wenige Augenblicke, um alle meine Habseligkeiten zusammen zu packen. Ich ließ sogleich alle meine Stieglitze und andere Stubenvögel in Freyheit, die ich fing, um sie abzurichten, und mir etwas damit zu verdienen; durch ein großes Freudengeschrey und Gezwitzcher feyerten sie dieses Fest, und keinem von ihnen kam die Lust an, in seinen Käfig zurückzukehren. Ein Eichhörnchen, das ich aus seinem Drehrad ins Freye ließ, war dümmer als die Vögel, denn es kam wieder; schon zu lange hatte es im Gefängniß gelebt. Ich hing ihm eine Schelle um den Hals, und ließ es in den Wald

laufen, wo es mit diesem Zeichen seiner Sclaverey seine Brüder in Erstaunen setzen konnte. Meine alten Kleider ließ ich für meinen Nachfolger zurück; manches andere vertheilte ich an die frommen Einsiedler. Ich dankte ihnen mit gerührtem Herzen für alle Sorge und Geduld, die sie mit mir nun ganze fünf Jahre gehabt hatten, und versicherte sie, daß ich nie vergessen würde, was ich ihnen schuldig sey. Mit Thränen umarmte ich sie, und empfahl mich ihrem Gebet und Andenken. Bruder *Martinian*, der Oberste unter ihnen begleitete mich bis auf den halben Weg nach *Lüneville*. Als er mich verließ, sagte er: „Ihr beginnt nun am Hofe des Herzogs eine neue, viel mißlichere Laufbahn, als diejenige war, in welcher Ihr bis auf diesen Augenblick wandeltet. Ihr habt ein Meer voll Klippen und Abgründe vor Euch, wo Gescheiterte zu sehen nichts Seltenes ist. Ich will Gott bitten, daß er Euer Steuermann sey, und Euch auf der Straße seiner Gebote leite. Möge es Euch einst, wenn Ihr diese Erde verläßt, nicht gereuen, diese Ruhe, diese Einsamkeit verlassen zu haben, wo Ihr so friedlich und glücklich lebtet! Mit diesen Worten drückte er mir die Hand, und trennte sich von mir.“

„In meinem ganzen Leben machte keine Anrede je einen größern Eindruck auf mich; es war mir wunderbar zu Muthe; ich fühlte ihre innere Kraft, und die Wahrheit, die darin lag. Ich beschloß von diesem Augenblicke an, so viel als möglich den Geist der Einsamkeit mit dem geselligen Leben zu vereinigen.“

So weit unser Freund, den wir nun unter der Aufsicht eines würdigen Mannes sehen, der alles für ihn that, was er nur Gutes thun konnte. Aus seinem Wohlthäter ward der edle Baron sein warmer Freund, und bewies ihm, daß es auch an einem verdorbenen Hofe noch rechtschaffene Männer geben kann, die sich nicht durch das Beyspiel Anderer verderben lassen. Sehr oft suchten die Höflinge den edlen Baron lächerlich zu machen, daß er sich mit dem Hirten abgebe; er ahndete aber den Schatz, der in dessen Brust verborgen lag. Mit väterlicher Sorgfalt leitete er alle seine Studien, und belehrte ihn, wo er nur konnte. Für seine Bedürfnisse sorgte er ganz ungeachtet er selbst kein ausgezeichnet großes Vermögen hatte, und zu wenig eigennützig war, um sich durch seinen Einfluß bey Hofe mehr zu erwerben.

Düval lernte alles, worin er Unterricht erhielt, mit unbegreiflicher Schnelligkeit, denn er

hatte unbegrenzte Lust dazu; da er aber zu viel saß, so rieth ihm sein Wohlthäter, eine Reise nach Paris zu machen, wozu sich gerade eine recht gute Gelegenheit zeigte. Da sah er nun endlich doch den Ort, nach dem er sich schon so frühe gesehnt hatte; er sammelte da eine Menge von Ideen und Kenntnissen, und dachte über alles nach seiner so ganz eigenen Art nach. Er kehrte nach Lothringen zurück, um noch einige Jahre sich bloß seinen Studien zu überlassen. Mit der größten Anstrengung studierte er Tag und Nacht, und zog durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Bescheidenheit die Aufmerksamkeit aller gebildeten Menschen auf sich. Vorzüglich beschäftigte er sich mit der Geschichte, Länderkunde und den Alterthümern. Nach zwey Jahren ernannte ihn der Herzog zu seinem Bibliothekär und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Lunéville. Von dieser Zeit an war er oft der Gesellschafter des Regenten, der seine Freymüthigkeit, die er auch bei Hofe behielt, schätzen mußte. Zu seinem Unterricht in der Geschichte drängten sich Zuhörer aus allen Gegenden, und sein Ruf zog selbst Ausländer und Fürsten nach Lunéville.

Die große Freygebigkeit der Schüler gegen einen verehrten Lehrer, und seine einfache Lebens-

art, die er auch im Gepränge des Hofes beibehielt, setzten ihn auch bald in den Stand, seinen Wohlthätern, den Einsiedlern von Sanct Anna, seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er ließ statt des schlechten Hauses ein neues massives Gebäude und eine neue Kapelle aufbauen, einen Theil der nicht gehörig benutzten Felder in große Gärten und Baumschulen mit den besten Sorten umändern; über 7000 Rthlr. gab er nach und nach zu diesen Verbesserungen her. Aber er wollte auch seine Anstalten recht nützlich machen; darum verordnete er, daß die Eremiten drey Stunden in der Runde umher von der Zucht ihrer Baumschule alle Arten, die man verlangen würde, jedem der sie brauchte, auch den ärmsten Bauern, unentgeltlich abliefern sollten. Sie wurden überdies verpflichtet, so oft man es begehren würde, dieselben selbst einzusetzen und keine Vergeltung, nicht einmal etwas zu essen, dafür anzunehmen. So wußte der redliche Düval zugleich dankbar gegen seine Eremiten, und nützlich für die ganze Gegend zu werden.

Mit der größten Freude dachte er oft an seinen dortigen Aufenthalt zurück, und behielt immer in der Klause ein Stübchen, wo er öfters mit seinen Freunden zur Erholung hinging. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit gegen seine Wohlthä-

ter, ließ er die Gegend und seinen elenden Aufzug im Walde, als ihn der Baron und die Prinzen trafen, in ein Gemälde bringen, und hing dieß in des Herzogs Bibliothek auf.

Der Herzog von Lothringen starb im Jahr 1737 und sein Sohn Franz vertauschte das Herzogthum Lothringen gegen das Großherzogthum Toscana in Italien. Düval begleitete den Fürsten, lebte einige Jahre in Florenz, und reisete nach Rom und Neapel. Hier gab er sich vorzüglich mit der Kenntniß der alten Münzen und den Untersuchungen darüber ab, und erwarb sich darin so außerordentliche Kenntnisse, daß ihn der nachmalige Deutsche Kaiser Franz I. im J. 1748 nach Wien an den Hof berief, und ihm den Auftrag gab, ein großes Münzkabinet anzulegen *), das jetzt noch das erste in Europa ist.

Düval, der kurz zuvor in Florenz seinen Freund verloren hatte, und eine große Hochachtung für den Kaiser empfand, nahm diesen eh-

*) Franz der Erste war einer der beyden Prinzen von Lothringen, die Düval im Walde fanden; er verheirathete sich als Großherzog von Toscana mit Maria Theresia von Oesterreich, und ward 1745 zum Deutschen Kaiser erwählt. Er regierte 20 Jahre bis 1765. Sein Nachfolger und Sohn war der verehrte Joseph der Zweyte.

renvollen Ruf an. Man hatte ihm in Wien in der kaiserlichen Burg, ganz nahe bey dem Monarchen, auf dessen ausdrücklichen Befehl, eine Wohnung bereitet. Hier lebte er mit der kaiserlichen Familie in den vertrautesten Verhältnissen, und benutzte sie, um durch Freymüthigkeit und Wahrheit, die so selten in der Nähe der Regenten gedeihen, recht viel Gutes zu stiften.

Die seltenen Tugenden erwarben ihm die innigste Liebe und Verehrung der kaiserlichen Familie, und sie übertrugen ihm zum Beweise, daß sie seine Verdienste anerkannten, die Erziehung und den Unterricht ihres hoffnungsvollen Sohnes, des Erzherzogs Joseph, nachmaligen Deutschen Kaisers. Er übernahm aber diesen ehrenvollen Antrag nicht, weil er sich zu alt und zu schwach zu einem so wichtigen Amte fühlte.

Seiner sehr geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, und sich unter alten Freunden und Gelehrten zu zerstreuen, reiste er nach Frankreich und Paris. Auf der Rückkehr ging er durch seinen Geburtsort Antonnay in Champagne, wo er noch einmahl sich in seine frühesten Jugendzeit zurückversetzte. Schon von Lüneville aus hatte er hier seine Mutter einmahl besucht, die ihren Sohn seit zehn Jahren für todt gehalten hatte; mit seinem hartherzigen Vater hatte er sich ausgesöhnt,

und beyden ein anständiges Auskommen verschafft. Jetzt waren beyde todt, nur seine Schwester lebte noch; er ließ ihr ein dauerhaftes bequemes Haus aufbauen, und versorgte auch sie für ihr ganzes Leben. In den benachbarten armen Dörfern ließ er Brunnen graben, Bäume pflanzen und Kirchen ausbessern.

Darauf kehrte er nach Wien zurück, um da sein Leben zu beschließen. In seinem ein und achtzigsten Jahre überfielen ihn Steinschmerzen, die ihm bald die letzte Lebenskraft raubten. Er starb mit der Seelenruhe eines Weisen, der sich durch seine Gerechtigkeit und durch seinen Edel-muth, seine ganze Lebenszeit hindurch, auf den Tod vorbereitet hatte. Jeder, der ihn kannte, betrauerte seinen Verlust und weinte eine stille Thräne der Wehmuth. Auch ich, meine Lieben, feyerte den Tag seines Todes; es war der 3te November 1775, und nahm mir an seiner Einfachheit des Lebens, an seiner rastlosen Thätigkeit und an seiner Nüchternheit das schönste Muster der Nachahmung.

Hier schwieg der Prediger Dalberg, und trocknete die Thräne der Wehmuth, die ihm über die ältliche Wange rollte. Er hatte den lebenswürdigen Greis in der Hauptstadt gekannt, und manches belehrende, manches herzliche Wort mit diesem Wiedermanne gesprochen.

Die Kinder waren auch über das Ende der Erzählung betrübt; sie hatten warmen Antheil an dem trefflichen Greise genommen, und hätten gar zu gern noch mehr von ihm gehört. Sie baten den Vater, und dieser erinnerte sich noch an so manches, was er selbst bemerkt hatte, und was den Charakter des Mannes noch näher bestimmte. Das Wichtigste davon, was ich behalten habe, will ich meinen Lesern noch kurz mittheilen.

Düval war wohlgebaut, hatte ein offenes und redliches Gesicht, feurige Augen, einen ernsten Blick. Sein ganzes Wesen strahlte Achtung ein, und seine Stimme war lieblich; seine Sprache sehr gebildet und rein, sein Anstand war nicht so verfeinert, wie der eines Hofmanns, aber doch nicht plump. Seine Kleidung stimmte mit dieser Einfachheit ganz überein. Ein Kleid von dunkelbraunem Tuche, schwarze Strümpfe und Schuhe mit eisernen Schnallen trug er täglich, selbst am glänzenden Hofe der Kaiserin Maria Theresia. Sein Hausrath war eben so einfach, nirgends war die geringste Spur von Luxus und Bequemlichkeit. Eine einfache Matratze war sein Bett, geflochtene Strohstühle sein Sitz; dieses und einige Büchergestelle mit Vorhängen, hinter denen seine Bücher und ein Theil seiner Geräthschaft waren, machten seinen ganzen Hausrath aus.

Er hatte einen mit ihm alt gewordenen Bedienten zur Aufwartung; aber es war zwischen beyden mehr wechselseitiger Tausch von Gefälligkeiten, als Verhältniß zwischen Herrn und Diener. Nur in unvermeidlichen Fällen ließ er sich von andern helfen; sonst that er alles selbst. Oft bereitete er sich des Abends sein einfaches Gericht selbst auf einem Dreyfuß, unter dem er ein Feuer mit Weingeist anmachte. Und nun diese selbst zubereitete Speise mit einem Freunde zu theilen, das war ihm eine wahre Herrlichkeit. Nichts, pflegte er dann in seinem hohen Alter zu sagen, nichts erinnere ihn so lebhaft an seine verlebte dürftige Jugend, als ein solches einfaches Mahl.

Er ging spät zu Bette und stand früh auf; war unbegrenzt thätig, lebte sparsam, und erwarb sich in seinen Verhältnissen ein ansehnliches Vermögen. Darum konnte er so viel Unglückliche, während seines Lebens, unterstützen. In seinem Testamente vermachte er den größten Theil seines Vermögens seinem besten Freunde und Nachfolger bey der Münzsammlung; einen andern Theil seinem treuen Bedienten; einen dritten einer armen Wittve, die ihm viel Dienste erwiesen hatte. Eine Summe von 11,000 Gulden, die noch übrig blieben, bestimmte er zur jährlichen Aussteuer drey armer Mädchen in Wien.
